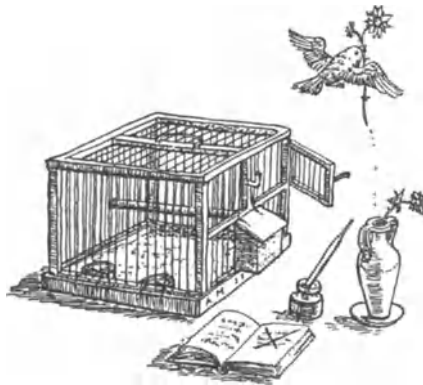


Inseln  
im  
großen  
Meer



GUNNAR  
GUNNARSSON

# Inseln im großen Meer



Berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Helmut de Boor  
Zeichnungen von Alfred Mahlau

Im Vieweg-Verlag

*Diese Reiseeindrücke des Dichters sind schon vor etwa 10 Jahren entstanden und sollen also keine Beschreibung der heutigen Zustände jener von ihm besuchten Orte darstellen.*

ISBN 978-3-663-00679-4  
DOI 10.1007/978-3-663-02592-4

ISBN 978-3-663-02592-4 (eBook)

Einband und Umschlag Alfred Nashau, Lübeck  
Copyright 1938 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig  
Reprint of the original edition 1938

## Der graue Ozean

An einem schweren, schneestrogenden Abend gleiten wir aus den weiten Ebenen Nordwestdeutschlands auf die düstere Fläche der Nordsee hinaus. Man hat kaum das Gefühl, das Element zu vertauschen. Die Kabine mag an ein geräumiges Schlafwagenabteil gemahnen, und das Zittern des Schiffsrumpfes unter den Schlägen der Doppelschraube hat etwas von dem gleichen Takt in sich, mit dem der Zug über die Schienen rollt. Das Wasser des Hafens weckt die Erinnerung an den abendschwarzen Asphalt Berlins; die Eindrücke von Wasser und Land verschwimmen ineinander. Mir fällt wieder ein, wie verblüfft ich als Kind darüber war, daß man nicht einfach über den glatten Kristall eines zutrauenerweckenden Sees wandern konnte — ob nicht alle Kinder einmal eine ähnliche Enttäuschung erleben? Und hier zwischen lauter fremden Menschen fühle ich mich allem normalen Dasein entrückt.

Noch vorgestern ahnte ich nicht, daß ich heute abend auf dem Dampfer „Lügow“ des Norddeutschen Lloyd sitzen und den Inseln des Atlantischen Ozeans zustreben würde — Irland, Madeira, Teneriffa, Gran Canaria —, meinen unbenutzten Fahrschein nach Nizza noch in der Tasche. Noch gestern morgen sonnte ich mich in dem Gedanken: Übermorgen darfst du aus dem Zuge steigen und in die seltsame Mischung von schwelendem Schatten und

erstarrem Licht hinaustreten, die in den Gassen einer alten italienischen Stadt abendlich liegt. „Es gibt keine Welt außer Verona.“ Und jetzt schaukle ich statt dessen hier in einem leeren Abend auf unsichtbaren Wassern, von einem ausgehöhlten Stahlblock getragen, dem wiedererstandenen Steinboot uralter Sagen, nur mit vielfältiger Erfindungsgabe und emsiger Fürsorge für das Behagen sündiger Menschen hergerichtet.

Wie schläft es sich doch so gut auf dem Wasser! Man legt sich in die schwankende Koje und gleitet in einen leichten, lichtbraunen Schwaden von Unbewußtsein hinein, in einen Schlaf, fest wie Kinderschlaf, herb und erquickend wie ein Bad in kühlem Wasser, der von dem freundlichen Wiegen des Schiffes und den traulichen Lauten des Wellengeplätschers unter dem Bug genährt wird, die ungehindert durch das offene Bullauge zu einem hereindringen. Erst um halb acht Uhr kehrt das Bewußtsein zurück, jung und ausgeruht, von einem unsichtbaren Posaunenengel neu zum Leben erweckt, der auf einem heiseren Horn gefühlvoll eine deutsche Melodie bläst.

Gleich nach dem Frühstück miete ich mir Liegestuhl und Decke, setze mich bequem zurecht und trose hinter aufgespanntem Segeltuch, das die meisten Spritzer abhält, dem verdrossenen Kanal — so verdrossen wie das französisch-englische Bündnis.

Es weht ein gleichmäßig beißender Wind. Er erzeugt freilich keine großen Seen, doch geht die Dünung kräftig. Unser Schiff rollt und taucht trotz seiner 8700 Tonnen; ich habe nichts dagegen — man will doch merken, daß man auf dem Wasser ist.

Bei zähem Gegenwinde und halbem Nebel umrunden wir Englands Südspitze, gleiten allmählich über den grauen Ozean hin. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen an Bord zu arbeiten, Versäumtes fleißig nachzuholen, weswegen ich mir einen Klapptisch in die Kabine hatte stellen lassen. Doch ich kann mich kaum aufraffen, auch nur einen Blick in die Bücher zu werfen, die ich in großen Stapeln an Deck mitbringe. Mein Auge wird die ganze Zeit von dem grauen Himmel und dem grauen Wasser gefangen; gedankenlos hinträumend folge ich dem Flug der Möwen, und ich ertappe mich dabei, wie ich mit verstickter Wollust den stolzen Triumph ihrer herrlichen Schwingenlinie genieße. Diese blendenden Flieger blitzen mit den kleinen krappen Geen um die Wette in den grauen Tag hinein, fröhlich und melancholisch zugleich. Wie deutlich offenbart sich hier die ewige Zärtlichkeit des Lebens in den kleinsten Dingen, der leuchtende Schönheitsrausch hinter allem Geschaffenen und vor allem der tiefe Humor und die unbezwingliche Verschwendungslust allen Daseins. Sollte man da nicht Zeit haben, ein wenig über das Meer zu blicken und den Salzgeschmack auf der Zunge zu spüren!

Im Verlauf von dreieinhalb Tagen habe ich mich dermaßen an das Wasser gewöhnt, daß mich der Anblick der irischen Küste geradezu stört. Dem Nordländer, den es nach Küstenfahrt gelüstet, liegt der Oslofjord schließlich näher, als die Bai von Bantry. Was soll man also hier? Aber glücklicherweise beginnt sich die Sonne hinter den Wolken bemerkbar zu machen, und im feuchten Farbenspiel des Morgens verrät Irland seine Eigenart, seine trotz aller Berge und Felsen unverkennbare Verschiedenheit von

anderen Bergländern. Seltsam und unerklärlich, wie man das Wesen eines Landes spürt. In leichtem Nebelschleier liegt Irland dort drüben — lila, violett, rötlich-braun —, ein Land der Volkslieder; grau in seiner Armut, und doch mit einer besonderen Appigkeit greift es einem ans Herz mit Ahnungen von Blut und Gold.

Bis in das Städtchen Glengariff — es bedeutet, soviel ich weiß, „zerrissenes Tal“ — wandere ich gemeinsam mit meinen übrigen Reisegegnossen. Aber ich will nicht in einen Autobus steigen und das Hinterland „abmachen“, mit anschließendem Frühstück in einem komfortablen Hotel zwischen der Besichtigung eines romantischen Sees und einer Schloßruine. Sobald wir aus den Booten gestiegen sind, verliere ich mich in der Landschaft, bis sie losgebraust sind auf Kenmare oder Killarney zu oder sonstwohin. Da kriechen sie hin über die Berge, ein Zug gelber Insekten zwischen grauem Gestein.

Von den zwanzig Häusern von Glengariff ist mindestens jedes zweite ein „Hotel“, der Rest sind Läden, Autowerkstätten und Kirchen — es gibt deren zwei am Ort. Als die eine zur Messe ruft, wimmelt es plötzlich auf den Straßen, eine fromme Bevölkerung aller Altersstufen in ländlichem Sonntagsstaat, die Männer in billigem Homespun und „Sixpence“, die Frauen meist in schwarzen Schals und sehr umfänglichen Stiefeln; man sieht es ihnen an, daß sie keineswegs zu eitler Lust getragen werden. Die Möwen dort draußen und die Menschen hier: welch verschiedene Launen in der Schöpfung. Aber gewiß hat unser Herrgott auch an seinen Iren seinen

Spaß; wie traurig wäre es für fromme Menschen, wenn sie um ihr Paradies betrogen würden.

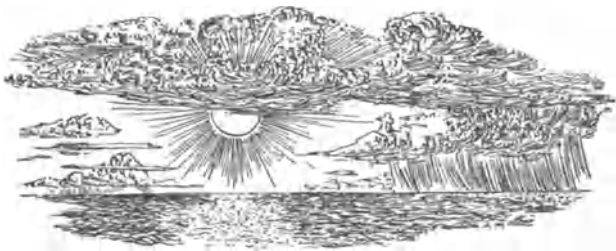
Es ist ein bewegter Tag, Regenböen bei Sonnenschein, mild und freundlich. Fast wirkt es lächerlich, soweit nördlich auf einem Stein an einer gletscherpolierten Klippe im Schatten — einer Palme zu sitzen. Doch ist die Palme nicht das einzige; südliche und nördliche Gewächse wimmeln durcheinander. Ein Stückchen weiter drüben steht ein Lorbeerbaum, freilich eher Busch als Baum, und zwischen den sonnerbrannten Felsen läßt eine Ginstertart ihre flackernden Flammen lohnen. Am schönsten von allem sind aber doch die üppigen Kiefern, lichtgrün, langnadelig — wohligh in ihrem zottigen Pelz. Auf einem Inselchen nahe bei der Stadt kann man am Fuße von Mauerresten einer Burg zwischen blühenden Rosen- und Rhododendrongebüsch wandern und nach Lord Bantrys einfachem alterstgrauem Jagdschloß hinüberblicken. In allem ist etwas unverkennbar irisch-geheimnisvolles, ein stolzer Ton von Rathleen.

Doch das Meer, das Meer lockt; es ist so schön, auf dem Wasser zu sein. Und übrigens weiß ich mir nichts besseres, als ein verlassenes Schiff, dessen Passagiere entweder samt und sonders seekrank oder an Land sind. Und so bin ich bald wieder auf dem Rückweg zu meinem friedlichen Schiff, das dort drüben im Hafen liegt. Wie fein und beschwingt ist seine Linie, halb verhüllt von dem Nebel über der Bucht von Bantry.

Tags darauf haben wir uns allen Ernstes dem atlantischen Ozean anvertraut und ziehen unsere Bahn über den Erdball nach Kompaß und Lineal auf einem



weiten Felde von Wasser, das seinen Bogen breit zwischen den Kontinenten spannt. Grün und Blau scheinen in dieser Jahreszeit von der Farbentafel des Meeres verbannt zu sein. Grau ist das Wasser, grau in wechselnden Abschattungen, aber ständig Grau — nichts als Grau. Selbst wenn sich ein Fächer von Licht aus der sinkenden Westsonne durch die jagenden, sturmzerrissenen Wolken kämpft — ein in seiner Kraft und Glut wahrhaft alttestamentarischer Fächer —, vermag er das Wasser doch nicht tiefer zu durchgluten als bis zu einem weißfunkelnden Stahlgrau. Und nun, beim Anblick dieses Spieles von Licht, Wolken und Wasser



steigt plötzlich eine seltsame Angst im Gemüt auf — eine Angst, die für den Menschen vielleicht der einzige, sicherlich aber der tiefste Ausdruck von Glücksempfinden ist. Ein unruhiges Gefühl, als sei man an der Grenze seines Wesens und Wahrnehmungsvermögens angelangt, ganz nahe an etwas Unbegreiflichem, das doch ist — eine Ahnung von der Seligkeit in jeder Form des Lebens. Denn das ist ja das Sonnenrad selbst, das dort drüben

im Westen dahinwirbelt, wirklichsie Wirklichkeit und ein uraltes Symbol zugleich — grundheidnisch in seiner religiösen Blut — —. Ein Strahlenbündel, das sich nordwärts in einer sprühenden Lichtfontäne, einem Ausbruch von Flammen gebiert, steht schon im nächsten Augenblick senkrecht auf der Wasserfläche, um abermals einen Augenblick später nach Süden hin zu verschwinden, während schon neue Bündel heranschwingen. Gleich diesem Sonnenrad rollt das verzehrende Leben selbst auf seinen Flammenspeichen dahin.

Wie schön ist das Bewußtsein, ganze fünf Tage hintereinander zwischen Himmel und Meer vor sich zu haben. Wenn man erst dem Zauber der plätschernden Wogen unterlegen ist, hört die Zeit auf, einem lang zu dünken. Statt dessen erhält sie eine ruhige Breite und Tiefe, wird einem zum guten Freund und Weggenossen. Geschaukelt auf dem wechselnden Scheibenrund des Wassers, unter der sich wandelnden Kuppel der Wolken fühlt man sich auf eine unerklärliche aber endgültige Weise von der gewohnten Bürde des Tages befreit. Jahreszahlen und Daten erscheinen einem wie sozusagen sinnlose, halbwegs ärgerliche Phänomene; man denkt gar nicht daran, ein Geschäftstelegramm, das von Land her durch drahtlose Wellen gegen einen unschuldigen Mast auf See gespien wird, überhaupt zu beantworten. — Lasset uns doch Menschen sein!

Die weißen Fünkchen, mit denen die bleigraue Fläche übersät ist, sind keine Möwen — heute gibt es keine Möwen — es sind Schaumköpfe. Unser Herrgott läßt seine Winde eine leichte Melodie auf dem Meere spielen,

eine augenblickliche Schwermut zu vertreiben. Unter einer unsichtbaren Ostsonne kommen und gehen verschwimmende Wellen von Licht in wechselnden Schollen.

Es tut so gut, dazusitzen und sich das Salz von den Lippen zu lecken, den Blick über den grauen Ozean gehen zu lassen und an alten, kindlichen Rätseln zu kauen.

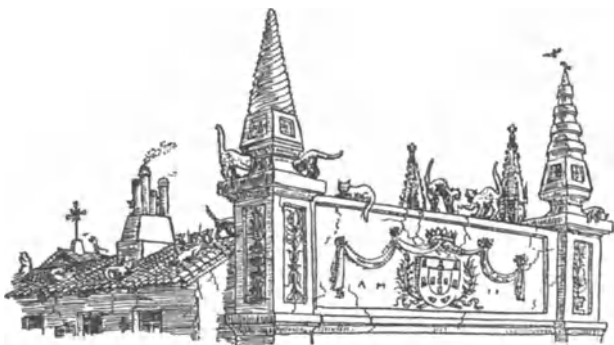
Das Leben? . . . . Eine Sehnsucht — ein Traum — eine Glut im Herzen . . . .

## L i s s a b o n

Wenn wir Hyperboreer „Lissabon“ sagen, hört man darin keinen Klang von Raze; aber Lisboa — wie die Portugiesen selbst ihre Hauptstadt nennen — das schnurrt. Es ist ein geschmeidiger Name, nicht gerade von der Geschmeidigkeit einer Klinge, eher etwas von der Schmiegsamkeit einer Schlange, und ein wenig verrottet. Und so ist denn auch Lisboa die Stadt der Razen, und soll die Stadt der verbreitetsten Kinderprostitution sein.

In Razen wadet man förmlich. Allüberall auf den Straßen trifft man auf ihre gelbgrünen Augen, leer wie Topase, mit jenem verlegenen Blick, den Razenaugen bei heftigem Sonnenschein bekommen. Auf den Türschwelleu liegen sie und auf den Balkonen, und lassen sich von der Sonne braten. Aus den dunklen Torbögen sprühen einem lange, lautlose Funken entgegen. Im dichten Gewühl der nachmittäglichen Bürgersteige schlängeln sie sich zwischen den Beinen der Menschen hindurch und schießen zwischen den Automobilen über den Fahrdamm. Diese faulen und tückischen, gewandten und grausamen Leiber sind mit Pelzwerk aller Art überzogen; man spürt ordentlich ein Kitzeln von Haaren im Hals, wenn man diese unzähligen weichen Pelze betrachtet. Und besteht nicht irgendeine düstere Verbindung zwischen den Massen dieser elenden, kleinen, abgedankten Raubtiere und den mißbrauchten Kindern?

Man wandert also mit einer leichten Gänsehaut durch die Straßen Lissabons. Man fürchtet, die Erde könne noch einmal auf den Gedanken kommen, zu beben und zu bersten, und dann würde es aus den Steilufeln des Lajo hervorstürzen, an denen die Häuser kleben: Katzen und wieder Katzen — Katzen genug, um die ganze Erde zu überschwemmen und zu terrorisieren. Haben Katzen eine Seele? — Und wenn, wie sieht es darin aus? Ob nicht



schon eine weitverbreitete seelische Seuche von diesem feigen, lüsternten Getier ausgegangen ist und seinen Herrn, den Menschen, angesteckt hat?

Fürchterlich müßte es sein, wenn man hier in Lissabon schlafen wollte, während die Katzenliebe von allen Dächern jammert. Keinen Augenblick könnte man in Vergessen ausruhen, den Gedanken auslöschen, daß unter so manchem dieser Dächer ein Sammer haust, so ohne allen Sinn und Hintergrund, daß sich das Gefühl weigert, ihm auf den Grund zu gehen.

Wenn man vom Dock her zur Stadt hinaufsteigt, muß man eine Eisenbahnschranke passieren. Diese Schranke ist so oft geschlossen, daß man auf den Verdacht verfällt, sie ist nur dazu da, um die Spannung zu erhöhen. Gerade gegenüber sperrt eine Riesentonne ihren Schlund auf, eine offene Bar, die halbwegs in den Berghang hineingebaut ist. Man kommt, man geht — doch diese Bar ist ein fester Haltepunkt. Hier weiß man, was der Seemann begehrt. Wandert man dann zur Rechten weiter, ins Zentrum der Stadt, auf einer Straße, wo selbst jetzt bei



Sonnenschein der Straßenschmutz über die Bürgersteige spritzt, so kommt man an lauter gastlich weitgeöffneten Türen vorbei, Kneipe neben Kneipe, die eine immer roher und dürftiger als die andere, eigentlich nur dunkle Gewölbe mit lehnlosen Schemeln um kleine Tische: Stadien auf der Wanderung des Seemannslebens. Erst etwas weiter oben beginnen sich Läden zwischen die Kneipen einzuschieben. Zugleich ändern die Häuser ihr Aussehen; ganze Fassaden sind mit blaugemusterten oder bunten Kacheln ausgelegt. Sie wirken wie nach außen gekehrte Küchen, was der

Straße etwas Unsauber-vertrauliches, etwas Schäßig-intimes gibt.

In dieser Stadt mit den unzähligen Bars und Matrosenkneipen, die auf jene Artung der Eingeweide berechnet sind, die so ausgezeichnet jeden zweibeinigen Instinkt betäubt, trifft man nur äußerst wenige Cafés und Restaurants — kaum mehr als drei oder vier. Als ich nach langer Wanderung endlich ein Zwitterding von beidem ausfindig machte — auch dieses übrigens mit einem reichlichen Zusatz von Bar —, ließ ich mich müde nieder und gab mich der Ruhe hin, soweit ein wackliger Stuhl dies zuließ. Rings um mich ertönte von Zeit zu Zeit ein rasches leichtes Händeklatschen, einmal lang und einmal kurz, und als mir der Sinn dieser Zeremonie aufgegangen war, klatschte auch ich mir einen Kellner herbei und bestellte mir einen Absinth. Der Kellner gießt ihn unabgemessen in das Glas durch ein Stück Zucker auf einem Sieb. Soweit ist man also in einem hygienisch-zivilisierten Lande. Und es hat etwas Unsprechendes und Großzügiges, wie einem so auf gut Glück eingeschenkt und nicht nach soundsovielen Zehntellitern genau zugemessen wird.

Aber was ist jetzt das, was da im Gange des Fußbodens herumkriecht? Ach so — ein Stiefelpußer. Dieser Stiefelpußer ist wahrlich ein Mann, der sein Fach versteht. Er wischt den Schuh ab, reibt ihn mit Wicse ein und gibt ihm einen strahlenden Glanz — aber das ist erst der Anfang. Erst jetzt knetet er ihn richtig durch, knetet mit der ganzen Hand und allen Fingern, wobei er feinfühlig der Form des Fußes folgt. Schon beim Zusehen

krübbelt es einem unbehaglich im Nacken. Dann ergreift er einen Samtstreifen, packt ihn fest an beiden Enden und setzt ihn in eine rasche, reibende Bewegung, die er alle Augenblicke durch einen taktmäßigen, handwerklich sicheren Knall unterbricht. Von Tisch zu Tisch rutscht dieser Mann auf den Knien und bringt seine Heilmittel mit; durch das ganze Lokal hin hat er seine Vorbestellungen. Es ist ein Vergnügen, so einen Portugiesen zu beobachten, wie er dasißt, Pomade im Haar, Zigarette zwischen den Lippen und ein Bein zum Putzen ausgestreckt. Es wirkt wie Katzenwäsche, ganz unleugbar, und das Lustige ist: man ertappt sich bei der Vorstellung, daß sie selbst ihre Pfoten lecken — ganz wie Katzen.

Am nächsten Tage besuchte ich das einzige Restaurant der Stadt, das im Baedeker einen Stern hat, das Restaurant Savares, und aß dort Frühstück. Es ist nicht größer, als jene unter den Torbögen. Daß es dort mehr Kellner als Tische gab, bilde ich mir sicherlich erst jetzt hinterher ein, jedenfalls aber gab es mehr Kellner als Gäste. Und die Gäste waren noch dazu von jenem angelsächsischen Typ, der mehr in der Höhe als in der Breite füllt, und bei dem man eine unerklärliche Scham fühlt, wenn man ihn sein Essen in sich schaufeln sieht. Was sollte ich bestellen? Ich studierte die Speisekarte, ich las sie auf portugiesisch, ich las sie auf französisch, und war hinterher so klug, als hätte ich nie einen Buchstaben lesen gelernt. Ich loste in der Stille meines Gemütes zwischen den Gerichten — und zog ein glückliches Los. Das Ergebnis war heimatlich: Klippfisch, allerdings in Pastetenform, und Hammelrücken. Und was für ein Hammel-



rücken! Am Spieß gebraten und mit einer mindestens daumendicken Fettschicht. Die Schafe können sich sehen lassen, hier in Portugallien!

Und was ich mir nie hätte träumen lassen: ich bekam eine große Herde dieser Schafe mitten auf dem Pflaster von Lissabon zu sehen. Das ging so zu: ich war mit der Trambahn hinausgefahren, um ein altes Kloster anzusehen, Belém; es liegt am westlichen Rande der Stadt.



Und gerade als ich ausstieg, trieb ein einsamer Hirt mit einer gelblichen Wolldecke über den Schultern ein halbes Hundert Schafe an dem Kloster vorüber und auf die Stadt zu. Weder er noch sie schienen sich im geringsten um Trambahn, Autos und den sonstigen Verkehr zu kümmern. Wie schwer und massig sieht so ein lockiger Schafleib doch aus; fast wie ein Stein. Und doch spürt man schon beim bloßen Anblick das warme Blut, das gesund das feste Fleisch durchsickert, ein Hauch von Schuld-

losigkeit streift einen, ein Widerhall der Gefühle fernster Zeiten: das Blut des Lammes.

Und da stand das Kloster Bethlehem. Doch kein portugiesischer Mund kann das aussprechen, daher: Belém. Ubrigens ein renoviertes Kloster und heute ein Waisenhaus; nur die Kirche ist alt. Sie ist auf dem Platz eines alten Seemannshauses erbaut; Vasco da Gama verbrachte dort seine letzte Nacht, ehe er zu seiner großen Fahrt aufbrach. Kirche und Kloster sind von Kalkstein aus dem Tale von Alcantara erbaut. Dieser Kalkstein allein zwingt einen dazu, etwas wie Zuneigung für diese Stadt zu empfinden, Lisboa halbwegs lieb zu gewinnen. Diese Stadt, die man sonst nicht ausstehen kann, wo die Menschen faul wie Ragen sind, behende wie Ragen, und wo so wenig Vernunft herrscht, daß man auf der Hauptpost die Briefmarken an dem einen Schalter kaufen und den Brief an einem anderen einschreiben lassen muß.

Aber Banwerke aus Alcantara-Kalkstein! Wenn sie sich vor dir erheben, sonnengebadet, fast als wären sie aus der Erde geklöppelt, und ein blauer Himmel mit leichten, weißen Wolkenstreifen dahinter, dann schwindet alle mehr oder weniger begründete Verstimmung. Auf die schmerzlichste und seltsamste Weise verflüchtigt sich die Wirklichkeit mit ihrer Grausamkeit, ihrem Schmutz, ihrem Ekel aus dem Gemüt, und man steht dort in lauter Sonne und trinkt die Sonnenstrahlen in sich hinein, die von draußen aus dem Weltraum herabströmen, und jene andern, die hier aus verborgenen Lichtquellen aus dem Innern der Erde hervorzubrechen scheinen. Wie in Stein gestickt

erfüllen geheime Freuden deine Seele, als ob man ein Buch liest, das einem ans Herz greift; als ob man Beethoven hört. Die Gedanken geraten durcheinander, kommen und gehen ohne Kontrolle. Dieser Mischmasch von Spätgotik und maurischen Stilelementen, Spätrenaissance und Ostindien, wirkt ein wenig überlastet, ein bißchen kühl und ansgetüftelt; man vermißt Mut und Instinkt, vermißt Schwere. Aber was spielt der Stil für eine Rolle? Das Farbenspiel des Kalksteins gegen den Himmel ist das Wesentliche. In dieser funkelnden Harmonie von Licht liegt etwas Tröstliches; hier meint man den wahren Nerv des Landes zu fühlen. Und wie ich mich diesem Kalkstein von Alcantara hingebe, nebst Himmel, Sonne und einem blumenglühenden Kaktusbusch in den gegenüberliegenden Anlagen, da zuckte plötzlich eine gänzlich abwegige Frage durch mein Gehirn: gibt es etwas, das so phantastisch unschuldig ist, wie ein richtiger Seemannsrausch?

Es scheint demnach, als sei der Stein von Alcantara nicht förderlich für die Moral. Immerhin sind doch auch noch andere Kirchen aus ihm gebaut, zum Beispiel die Estrellakirche. An diesem Donnerstagsvormittag sah ich Kinder hineinströmen, Mädchen und Knaben. Was war dort los? Ein Türhüter begrüßte meine offensichtliche Fremdheit mit einem freundlichen escudo-heischenden Blick, und ich trat durch einen Seitengang in einen großen Kirchenraum, wo sich kleine Herden von Kindern auf die Stuhlreihen verteilt hatten. Zu jeder Horde gehörte eine Dame, jünger oder älter, einfacher oder besser gekleidet, und die Mäuler standen keinen Augenblick still. Meistens

waren es offenbar Armeleutekinder, oft in Lumpen gekleidet und nicht gerade auffallend sauber. Um ihre bloßen Füße warm zu halten, waren hie und da Decken auf den Steinboden gelegt, aber nicht wenige zogen es vor, die Beine auf die Bänke hochzuziehen und an ihren Behen zu spielen. Ein schwarzer Pater ging als Respektsperson umher. Auf ihn steuerte ich los, aber da unsere Wege im Gewirr der Sprachen weit auseinanderführten, rief er mit großer Freundlichkeit eine Dame herbei, die vor einem Altar kniete. Die Kinder seien „Straßenkinder“, erklärte sie mir, und erhielten hier freiwillige Seelenhilfe, seit der Religionsunterricht in den Schulen aufgehoben wäre. Da ich so meine Neugier gestillt sah, kehrte meine sprachkundige Dame fromm wieder zu ihrem Altar zurück und kniete weiter. Was für Seelenhilfe sollte bei mir wohl auch fruchten?

Nach dem Weihrauch und dem Geruch von feuchtem Steinstaub in der Kirche bekam ich Lust, in den Jardim botanico zu gehen. Ich habe stets eine Schwäche für botanische Gärten gehabt, für Stellen, wo schöne, seltene Gewächse gedeihen und ihre Nahrung unmittelbar aus Staub und Dunkel ziehen, das dunkle Gären der Erde in Farben und üppiges Licht, in Duft und Stille verwandeln. Der Eingang zum Jardim botanico war nicht leicht zu finden. Als ich schon einmal rund um den Jardim gegangen war, drang ich versehentlich in einen benachbarten Privatgarten ein, wo ich mit Erstaunen betrachtet und ausgewiesen wurde — nicht gerade mit sozialer Aufmachung, wie Adam aus dem Paradiese, aber immerhin doch ausgewiesen. Ich versuchte es noch einmal,

den richtigen Eingang zu finden, und gab es dann für diesen Tag auf. Am nächsten Tage hatte ich frische Kräfte und einen klaren Verstand gesammelt, und fand diesmal wirklich den Zugang. Außer ein paar Studenten und einigen Erdarbeitern war keine Seele darin. Nur Duft von Wacholder — gelbe Blüentrauben — huschende Umfeln — Vogelzwitschern — ein Hahenschrei — und Palmen und aber Palmen. Ich entdeckte eine Bank an einem kleinen Bach und versank in die Stille. Halb unwirklich schlugen Wogen von Lanten aus der umgebenden Stadt über die Mauern zu mir herein.

War ich verwunschen? — Als ich von der Bank aufstand, hatte mir jemand eine Blume ins Knopfloch gesteckt.

## Die Kohlentrimmer von Lissabon

Nebel liegt draußen, dichter Nebel. Und plötzlich steht die Erinnerung so lebendig vor mir, zum wer weiß wievielten Male — die Erinnerung an die Kohlentrimmer von Lissabon.

Auch damals war es Nebel, dichter Nebel, und zeitiger Morgen wie jetzt. Sie standen allenthalben auf den Kohlenbergen und schaufelten. Die Kohlenberge waren nur in Umrissen zu ahnen; sie wirkten nur wie dunklere Schatten in dem weißlichen Nebel, der dick wie Dampf war. Darüber im Raumlosen ahnte man, wie ein undeutbares Menetekel, das seltsam verflüchtigte Liniengeflecht der Hafenkranen. Ein heroisches Bild — und ein tragisches zugleich. Und ein Bild, das in seiner eigenartigen Verschwommenheit — als sähe man Knochen durch Fleisch schimmern — eine unergründliche Drohung barg.

Es währte nur eine Minute, höchstens zwei; dann war ich an der Stelle vorüber. Aber dieser flüchtige Eindruck der schaufelnden Arbeitsklaven unter den stählernen Galgen will in mir nicht wieder verblasen. Er muß einen ganz besonderen Nerv berührt haben, als er in das Gehirnzentrum eindrang. Er hat sich festgeätzt. Er sitzt im Gemüt, unvergesslich wie ein Eddalied.

Ich finde nicht, daß Menschen, deren Geschäft es ist, Kohlen zu schaufeln, es nennenswert schlechter haben, als

die meisten anderen — als wir Menschen insgesamt. Das ist es nicht. Es sind nur diese Kohlenberge, diese Schattenmenschen, die noch einen Grad schwärzer waren als die Kohlen, ausschließlich schwarz, und dann der dünne, mathematische Wald von Stahl hinter ihnen und über ihnen. Dies ist es, was mir nicht aus dem Kopf will.

Der Mensch — was ist der Mensch? Wir durchspähen mit unseren Augen die Offensichtlichkeit der Gegenwart; wir durchforschen die Zeugnisse, die uns dahingegangene Mitbrüder in den Formeln toter Sprachen oder auf behauenen Steinen hinterlassen haben, die wir aus der Erde hervorrühlen. Wir nehmen das Fernrohr der Zukunft vors Auge — und sehen als unausweichliche Meilensteine: unser Grab, unserer Kinder Grab, das Grab unserer Enkel. Wir wenden den Blick fort von unserem Planeten zu den anderen Welten im Raume, zu unseren Brudersternen, die nur im Dunkeln sichtbar werden, und zu unserem Mutterstern, von dem wir unser Licht empfangen. Wir können auch in den Rubriken unserer Gattung Mensch nachschlagen und genau feststellen, wie viele der vorläufig bekannten Grundstoffe für den Aufbau unserer fleischlichen Hülle verwendet worden sind. Aber was ist es dann mit unserem Schmerz, was ist's mit unserer Sehnsucht, was ist's mit unserer Lust? Sollte das alles nur eine augenblickliche Spannung zwischen listig zusammengenieteten Grundstoffen sein?

Wir können diese Möglichkeit nicht von uns weisen. Und man muß mit solchen Menschen Nachsicht haben, die ihren Lebensdurst aus der Quelle des bloßen Erdendaseins zur Genüge gelöscht finden. Man darf ihnen

nicht einmal widersprechen; man muß zum mindesten ihre Genügsamkeit bewundern. Aber ein jeder Mensch, der in seinem Herzen spürt, daß nicht er einen Anspruch an das Leben hat, sondern das Leben — mag es sein, wie es will — einen Anspruch an ihn, und daß alles Menschen-glück, und das heißt doch schließlich Friede und Heiligkeit in der Seele, auf der Erfüllung und ganz allein auf der Erfüllung dieses Anspruchs beruht — jeder Mensch, der ein solches Gefühl hat, soll daran festhalten, so schwer es im Brausen und Jagen des Zeitenstromes auch fallen mag. Denn dieser Anspruch ist sein innerster Kern, sein Pakt mit den Mächten hinter dem Dasein, ein Funke von Alibaters Sonne. Es ist sein eigener Lebensfunke, der nicht erlöschen darf.

Wir haben die Ehrfurcht vor unserem Stern noch nicht gelernt. Wir vermögen nicht von ihm abzuspringen — so wenig haben wir bisher auch seelisch das sogenannte Gravitationsgesetz überwunden. Wir heuten die Erde aus, feindselig und kurzsichtig, wie die kleinen Raubkönige des Mittelalters ihre kleinen Bereiche von ihren Burgen aus — diesen feuchten Auskristallisationen von Stein — ausbeuteten, von ihren Burgen, wo sie aßen und liebten und den Abdruck der langen Nächte erduldeten. Wir bewirtschaften unsere Erde mit Blut und Stahl und Giftgas. Wie jämmerlich und trostlos muß doch unser Tun wirken — von außen betrachtet.

Wem sind wir dafür Verantwortung schuldig? In erster Linie doch uns selbst. Wer uns auch die Herrschaft über dieses Bündel von Kräften und Stoffen im Raume gegeben habe, das wir unsere Erde nennen — und sollten



wir sie uns selbst genommen haben: unser ist die Verantwortung. Was hier auf Erden geschieht, innerhalb der Grenzen, die unsere Sinne und Kräfte uns setzen, dafür trägst nicht nur du und ich, dafür tragen alle toten und lebendigen Menschen die Verantwortung. Doch das macht sie für den einzelnen keineswegs geringer — im Gegenteil.

Was wir tun sollen? Wir wissen es genau, aber wir tun es nicht. Der Mensch ist noch nicht geboren, der nicht wüßte, was er zu tun hätte. Und der Mensch ist noch nicht geboren, der es getan hätte. Oder vielleicht doch, vielleicht Jesus von Nazareth? Selbst bei ihm wecken einzelne seiner Handlungen Zweifel. Hier liegt das Problem des Menschen: innerer Gehorsam heißt das Problem, Selbstgehorsam. Gehorsam vor sich selbst? Ist das nicht gefährlich und kann mißverstanden werden? — Nein, nur mißdeutet.

Der Mensch hat alle Dinge in sich; auch das Universum hat er in sich, auch „Gott“. Das ist das Geheimnis des Lebens. Er hat die Fülle des Lebens in sich — und das Nichts des Todes. Er hat die Sehnsucht nach dem Glück und der Harmonie des Gesetzes in sich, aber auch das Ohr für die Lockungen des Chaos. Und es ist stets leichter gewesen, zu ertrinken als zu schwimmen.

Aber solange wir nicht gelernt haben zu gehorchen, solange weicht der Nebel nicht, der uns zu Schatten entmarkt, und auch die böse Drohung dahinter nicht, die unser Blut erstarren läßt.



## M a d e i r a

Während ich hier sitze und diese Zeilen an einer Tischplatte schreibe, die verzweifelte Anstrengungen macht, mich abzuschütteln, pflügen wir unverdrossen nordwärts an der übelbeleumdeten Bucht von Biscaya vorüber. Gewitter, Seegang, steife Brise. Fort sind Sonne und Sommerhimmel der glücklichen Inseln, fern wie ein Traum die Woche, die gestern endete. Madeira! Waren wir wirklich dort?

Schon am Tage bevor wir diese „Perle des Ozeans“, die „Milchkuh“ der Engländer, erreichten, die staatsrechtlich eine Art Selbstverwaltung unter portugiesischer Aufsicht besitzt, begann der Himmel hoch und das Meer blau zu werden; unser Herrgott milderte die Luft beträchtlich für seine geschorenen Schafe. Es war aber auch Zeit! Schließlich nimmt man seine Sachen doch mit, um sie zu

tragen, und wenigstens eine der Damen an Bord erschien an diesem Tage in vier verschiedenen Kleidern.

Über Madeira . . . . . Wenn ich jetzt an die Insel zurückdenke, drängt sich der Eindruck von etwas merkwürdig Zugeforktem auf, — etwas Süßem, Duftendem, Mildem, das von freigebigen Mächten in einer Flasche von Sonnenschein abgelagert worden ist . . . . . Und dann weiße Nebel in dunklen Tälern, und ein Blütenhauch in der Nase.

Im Morgengrauen durch das Bullauge der Koje betrachtet, gemahnte die Silhouette der Insel unmittelbar an die Lofoten. Mit einem Sprung des Gedächtnisses fand ich mich um ein halbes Jahr und an Bord eines Schiffes mit fröhlicher Jugend unter der weißen Lichtglorie der Mitternachtssonne zurückversetzt. Ein Aufblitzen freundlicher Erinnerungen fuhr durch den grauen Morgen von Madeira.

An Deck war es kühl und einsam. Ein ruhiges Licht faugte bedächtig die letzten Gräubchen von Nacht aus der Luft; wohl abgemessen verteilten sich die Farben an den Hängen der nahen Insel: grüne Ackerbreiten kletterten an den Berglehnen empor und zogen sich in die Talstriche hinein, weiße Häuschen mit niedrigen hellroten Dächern lagen verstreut zwischen den Feldern, graue Felsen mit dunkler Einsprengung von Lava in schrägen oder senkrechten Vulkanspalten, rostrote Erdbrüche und ein weißer Brandungstreifen vor einem schmalen, schwarzglänzenden Strand. Das war die Nordseite der Insel. Bald nachdem wir die felsige Ostspitze der Insel umfahren haben,

taucht Funchal am Grunde einer kleinen Bucht auf, eine weiße Stadt, die von ihrem Kern auf dem schmalen Küstenstreifen ihre Häuser nach allen Seiten hoch an den steilen Berghängen hinauf ausstrahlt.

Eine Wolkenbank im Osten — eine jener soliden basaltfarbenen Bänke, die so drohend aussehen können und doch nichts Schlimmes vorausdeuten — hält die Insel in kühlen Schatten gehüllt. Einstrahlen kann die Sonne nur die Wolkenkuppeln hinter den Bergspitzen vergolden. Wie ein lustiges Hochland scheinen sie die Insel bis ins Himmelsblau fortzusetzen. Wie die dunkelgrüne Insel dort liegt, emporgehoben auf dem breiten Sockel einer stillen, metallisch festen Meeresfläche — denn auch das Meer ruht ja noch im Schatten der Wolkenbank — und unberührt von dem fröhlichen Spiel des Lichtes über ihr und den wechselnden Farbentönen des West- und Nordhimmels, erfüllt sie das Herz mit einer unruhigen Verheißung, einem unbestimmten Sehnen, einer kräftigen, doch unklaren Hoffnung — das ewige Zwiespiel zwischen Seele und Natur.

Auf einmal hat die Sonne eine Bergspitze ergriffen, und jetzt kommt der Sonnenschein plötzlich die Hänge herabgerollt, als gehorche er dem Gesetz der Schwere — und im gleichen Augenblick ist die Insel eine andere geworden. Die Glut der Berge mischt sich in die Glut der Wolken, durch das Grau der Nebelschwaden fahren Schmitze von Licht wie sonnenweiß glitzerndes Wasser, Schatten gebären sich in den Klüften und schwachrosa senkt sich der Tag tiefer und immer tiefer über diese wundervolle „Perle des Dzeans“. So reich und prächtig

ist sie, daß jeder Anflug von Banalität aus dieser Benennung verschwindet.

Längst schon ehe der Anker auf der Reede von Funchal niedergeht, sind wir von bunten Booten umschwärmt. Unter erheblichem StimmAufwand summen giftige Schmeißfliegen von Händlern dort unten auf der tiefatmenden Fläche des Meeres durcheinander, Portugiesen, Inder und allerhand Rassengemisch, unter dem ein Vollblutneger fürstlich wirken würde. Doch eines haben diese brüllenden Pasiane gemein: die Geschmeidigkeit, mit der sie sich von Keling zu Keling schwingen wie auf ebenem Boden, und die Affenbewegung in den Hüften, wenn sie



das Fallreep entern, immer zwei Stufen auf einmal. Gleich darauf ist das Promenadendeck ein Jahrmarkt geworden: weiße Spitzen, leuchtende Schals und Kimonos, gelbe Kanarienvögel und grüne Kakadus, Elefanten aus Ebenholz, ein maulwurfgraues Affchen, das die Würde des Tieres mitten in dem Menschenhalla bewahrt — und Spitzen und wieder Spitzen.

Es tut gut, von Bord zu kommen. Aus der Kühle des Wassers und dem Schatten der Mole taucht man

auf glatten, brandungsgepeitschten Steinstufen in den betäubenden Sonnenschein empor. Sonnensummen und Meeresbrausen kocht einem im Kopfe durcheinander und macht einen schwindlig. Aus dem brauenden Licht schneiden sich plötzlich ein paar schwere Palmen heraus; da stehen sie mit ihrem blanken Grün, scharf gezeichnet gegen eine blendend weiße Mauer. Meine Reisegenossen verteilen sich brav der Reihe nach in ein Duzend telegraphisch bestellter Autos, aber ich lasse kaltblütig die Pferdekraft im Stich und wage mich an eine Spazierfahrt mit Dehnen. Zwei solide Dehnen mit langen gewundenen Hörnern ziehen einen Schlitten, in dem ich sitze, bequem in einen Korbfiß gegossen, der mit großblumig gemustertem Rattun überzogen ist. Wer noch nicht in einem Dehenschlitten durch die Straßen Funchals gefahren ist mit ihrem trefflichen Pflaster aus dem schwarzen Geröllstein des Strandes, der weiß gar nicht, was „fahren“ eigentlich heißt. Man gleitet dahin wie im Traum, lautlos, unter einem Baldachin, der Sonne und Regen abhält; und zu allem Überfluß gibt es auch noch Vorhänge, die man zuziehen kann. Und wie genießt man es, einmal den sonst so erquicklichen Benzinduft gegen den braven Geruch von Kuhstall einzutauschen! Ich habe in meinem Leichtsinne den Fehler gemacht, nicht um den Preis zu handeln, sondern bin fröhlich auf sechs Schilling für die Stunde eingegangen — vermutlich eine unerschämte Forderung. Das hat meinen Kutscher offenbar auf den Gedanken gebracht, er könne sich auch noch um das Fahren drücken. Auf seine Frage, wohin ich wolle, hatte ich nur mit einer allumfassenden Geste geantwortet, und nachdem er mich

mit einem Besuch des Obstmarktes auf die Probe gestellt hat, setzt er mich fünf Minuten später von neuem vor einer Kirche ab — die müsse ich sehen! Ich schnaufe etwas Weihrauch ein und stelle fest, daß auch hier hauptsächlich das Alter fromm macht; ich beobachte eine Alte mit Marktkorb, wie sie sich mit ihrem breiten, flachen Daumennagel Weihwasser auf die Stirne reibt. Aber schließlich habe ich nicht einen Ochsen Schlitten für sechs Schilling die Stunde gemietet, um Kirchen anzusehen oder überhaupt die Zeit zu Fuß zu vertreiben. Und als mein Kutscher nach einiger Zeit versucht, mich bei einem Hotelgarten wieder abzusetzen, verzichte ich auf dessen augenscheinliche Pracht und gebe dem Mann zu verstehen, wenn ich spazieren gehen wolle, so könne ich das auch tun, ohne mit einem Lenker samt Burschen und zwei Ochsen gegen Stundenlohn zu heuern. Von diesem Augenblick an verstehen wir uns.

Und so sitze ich denn wieder unter meinem Baldachin. Ein Bursche läuft voran und lenkt die Ochsen, die unter einem plumpen, aber äußerst soliden Doppeljoch gehen, und denen ein Lederriemen an jedem Horn baumelt. Ein kleiner Mann, der Kutscher, mit einem stumpfen Stab in der Hand, mit dem er die Ochsen hin und wieder anschelt, trippelt nebenher und lenkt den Schlitten durch die recht belebten Straßen und steilen, schmalen, gewundenen Gäßchen der Stadt. Meine Reisegenossen sausen in einer langen lutenden Reihe an mir vorbei, um zu irgendeinem modernen Monte-Palacehotel zu gelangen. Manche erkennen mich und grüßen. Andere starren mich an und können offenbar meine Art, mich zu erlustigen,

nicht fassen. Sie sollten nur wissen, wie von ganzem Herzen ich hier fahre, mit Leib und Seele, in einem Schlitten, der so leicht und leise dahingleitet, wie auf der feinsten Schlittenbahn.

Mein Führer hat mich verstanden; wir fahren westwärts durch eine riesenhohen Allee von Platanen, durch Straßen mit blühenden Hecken, blumenüberglühten Hecken. Jeder Luftzug atmet einen milden, fremdartigen Duft, eine lustige Zärtlichkeit. Wir fahren auf hohen Steinbrücken über trockene Klüfte; denn jeder Tropfen Wasser der Berge wird hierzulande aufgefangen und durch ein verwickeltes Leitungssystem den erdreichen Abhängen zugeführt, wo Bananepflanzungen und Zuckerrohr mit Weinstöcken wechseln. Wir fahren ganz aus der Stadt hinaus, an dem schimmernden Meer entlang. Dann schlagen wir einen Bogen, klimmen die Hänge hinauf — an steilen Stellen sind Andeutungen von Stufen im Pflaster angebracht — und schlängeln uns endlich der Stadt wieder zu, hoch oben, an Bananengärten vorüber, auf deren steinernen Gehwegen Margeriten und anderes Unkraut wuchern. Welch freundlichen Duft die Margeriten doch haben. Aber ihr Duft wie ihre Blüten ertrinken in dem verschwenderischen Blumenflor von Madeira.

Man gibt es bald auf, Arten und Fülle der blühenden Pflanzen unterscheiden zu wollen; man atmet nur ihren Duft und schaut ihre Farben. Ganze Wasserfälle von dunkellila Gerank stürzen hier und da über die graubraunen Felsen herab, ein schmetternder Farbentriumph mitten in Sonne und glitzerndem Tau. Selbst die brand-



gelbe Hecke eines Gewächses, dessen Blütenform an Geißblatt erinnert, muß neben diesen leuchtenden Farbensquellen verbleichen. Eine windenähnliche Glocke von weichem, aber tiefem Blau in dunkelgrünem Laub läutet sanft. Ihre Farbe trifft einen wie eine rasche Folge von kleinen Küffen.

Dann fahre ich zum zweiten Male unter den mächtigen Platanen mit welkgrünen, gelblichgrauen, ja, fast blauen Farbönen in ihrer Rinde. Und wieder sind da Palmen, Palmen aller Art, Palmen mit rauhem Stamm, Palmen mit fast glatten Stämmen und nur einem Netz feiner Längs- und Querriffelungen übersponnen. Und wiederum Hecken, rieselnde Blumenhecken, Kaskaden von duftenden Gewächsen. Daneben andere, die nur mit duftlosen Blütenflammen prunken; so heiß sind sie anzusehen — fast schmerzhaft brennende, knallrote Lohen auf stillem Gezweig — und sie entfalten eine so leidenschaftliche Hingabe in Form und Farbe, daß alle Fähigkeit des Duftes erstorben ist, eine Erscheinung, die man auch bei Menschen erleben kann.

Seltsam armselig stehen in der Regel die menschlichen Behausungen in all diesem Flor, halbe Höhlen, die Läden kühl, aber unsauber, nach der Straße zu offen. In den engen Wohnstraßen nicht gerade ein frischer Duft.

Ich habe mich müde gefahren, lasse mich bei der Bezahlung von dem Kutscher ohne viel Widerstand übers Ohr hauen — er will ja schließlich auch leben — und betrete mit Heißhunger und gewaltigem Durst „The golden Gate“, eine Art Café, Bar und Speisehaus mit

riefigen Wandspiegeln, das an einer Ecke der Hauptstraße liegt. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, heute den eigenen Gast der Insel zu trinken, selbst wenn er sich nicht als Lischwein eignet. Und so sitze ich bald mit einer Flasche Madeira vor mir, süß, aber gut. Der perlmutterschuppige Fisch, der unzerlegt aufgetragen wird, schwimmt ausgezeichnet darin. Aber das scharfe Gewürz des Ragouts zerreißt bei jedem Bissen seinen Geschmack; er muß jedesmal mit einem Schluck wieder hergestellt werden. Süß ist der Malvasier, süß, aber stark. Der Sonnenschein draußen vervielfältigt sich in meinem Innern wie in einem Spiegelzimmer . . . Ich schreibe meinen Namen auf die Flasche und übergebe sie dem Mann an der Bar zur Aufbewahrung.

Dann schlendere ich nach dem Obstmarkt zu und kaufe einen Veilchenstrauß. Als mir der Verkäufer auch noch einen Kanarienvogel aufschwätzen will, antworte ich lachend: Made in Germany. Soviel wohlwollendem Verständnis kann der Mann nicht widerstehen; er lacht schallend und schlägt mir auf die Schulter. Ich bin für ihn kein Fremder mehr; ich bin ein Mitmensch und verstehe mich auf die Handelsmoral. Ich darf in Frieden meines Weges gehen. Und so wandere ich denn durch die Straßen von Funchal, dessen garstige Frauen wie keusche Schatten um die Ecken schleichen — weiß der Himmel, wie man mit diesem Frauenbestand Kinder in die Welt setzen kann. Ich wandere und verliebe mich in die reizenden Mosaiken aus Strandsteinen auf den sauberen Bürgersteigen, laufe mich müde in Sonne und Duft, atme ein wenig Kühlung in einer Andeutung von botanischem

Garten, schlendere zurück zu „The golden Gate“ und zu meinem Malvasier . . . . .

Und da kommen auch meine Ausflügler zurück, abgerackert und mit Andenken beladen. Praktisch wie sie sind, halten sie es mit handgreiflichen Erinnerungen. Auch ich fühle jetzt Latendrang in meiner Brust. Als ich dem bedienenden Kellner außer dem Trinkgeld auch noch den Rest meines Weines schenke, weigert er sich, soviel Freigebigkeit zu begreifen — ob ich denn nicht wiederkäme? Ja, gewiß, vielleicht in Jahren — — —

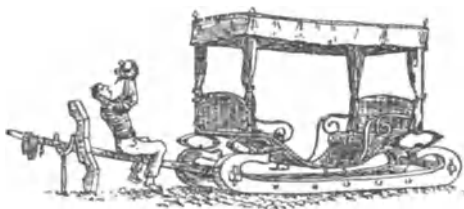
Wenn man schon Tourist sein und einkaufen und Geld ausgeben soll, was bleibt einem dann übrig, als einen möglichst großen Teil der Insel auf Flaschen gefüllt mitzuschleppen? Man kann Wein bekommen, der bis zu hundertdreißig Jahren alt ist — wenigstens nach Aussage der Etiketten. Es hat etwas Kannibalisches, mit einem so alten Burschen abziehen, der in ein Flaschenglas gestopft ist. Der Flaschenhals mit seiner Hülle aus gefirnistem Stroh weckt den Gedanken an Einbalsamierung oder ähnliche halb lebendige Begräbnisarten. Kurz und gut, mit mehreren solcher länglichen, weidengeflochtenen Hülfsen bewaffnet steige ich vorsichtig die glitschige Treppe der Mole von Funchal hinab.

Dunkelheit ist über uns, ehe wir das Schiff erreichen. Doch auch die Dunkelheit wird hier zum Geschäft. An der Schiffswand flackert das Licht einer qualmenden Fackel, und jeden Augenblick schießt ein brauner, von Masse glänzender Menschenleib in die Tiefe, um nach einem gepferzten Geldstück zu tauchen.

Drüben auf der Insel sind plötzlich die Lichter angegangen und darüber die Sterne. Die dunkle Masse des Gebirges verschmilzt mehr und mehr mit dem schwarzwerdenden Himmel.

Wir sind wieder in Fahrt.

Madeira? . . . Ein Spitzenmuster von Lichtern am Horizont — und jetzt nur noch ein Sternbild unter anderen.





### Sonne und Vulkan

An einem stillen, dunkelschlierigen Abend gleiten wir von Madeira fort. Schwarz ist das Meer, nur hin und wieder ein spiegelnder Farbflimmer von den Sternen des Weltraumes. Schwarz ist der Himmel zwischen den Sternen. Ein schmales Mondboot steuert seinen abenteuerlichen Kurs ins Ziellose. Was in der zweitausend Klafter tiefen Meeresnacht unter uns lebt und webt, sehen wir nicht; ein schüchternes Laut zerspritzenden Wassers ist alles, was man vom Meere hört. Tiefer noch als das Meer ist doch der Himmel, und für das Ohr ganz stumm; er spricht nur in Gold und Blut und Diamanten. Dort ist der Sirius, dort der Aldebaran, dort der Große Hund. Und wir sind unterwegs nach den Kanarischen Inseln, den „Hundsinseln“, diesen palmenrauschenden und — was Teneriffa betrifft — schneegekrönten Inseln unter dem Wendekreis des Krebses. Nach jenen Inseln, die der ältere Plinius „die glücklichen“ geheißen und später Alexander von Humboldt preisend: „Nicht nur eines der Paradiese auf Erden, sondern das irdische Paradies“ genannt hat. Weswegen denn auch jeder reisende Deutsche

mit auch nur der geringsten Spur von Selbstachtung im Leibe es sich vergönnt, bei der Humboldtspitze am Eingang zum Tal von Drotava in eine Entzückung von zwei bis fünf Minuten Dauer zu versinken.

Man könnte auf dem Meeresgrunde nicht besser schlafen als hier, wo sich Wasser, Wind und Sterne begegnen, hier auf der Erde flüchtiger Schale, von dem nimmermüden Plätschern des Wassers in Schlaf gewiegt.

Und dann stieg aus dieser weichen Sommernacht die Sonne empor — und der Vulkan. Die Sonne im Osten, der Vulkan im Südwesten, beide erglühend, die Sonne in Feuer, der Vulkan in Schnee. Die Sonne und der Vulkan: die Kraft selbst und das Symbol der Kraft, ein Monument über erloschenem Feuer, die Sonnenpyramide, das Königsgrab über einem entschlafenen Herrscher, das Zeichen einer unablässigen Vernichtung und einer nie versiegenden Fruchtbarkeit.

Der Vulkan, den ich meine, ist der Pico del Teide, der „Höllenberg“, der Teneriffa, die größte Insel der Kanarischen Gruppe, hoch überragt, ja, der recht eigentlich Teneriffa ist — er und die Sonne. Und natürlich der unsichtbare Golfstrom, der sich feucht-nährend um die Inseln schlingt. Lichtstaub von einer funkelnden Sonne in der Luft, Glimmer von Schneekristallen, die in einem schmelzenden Lächeln sterben: das ist Teneriffa.

Teneriffa — — bei weitem nicht so grün wie Madeira. Im Gegenteil: mit ihren kleinen, terrassenförmig aufgebauten Aekern, die erdbraun sind wie dänisches Winterland, das auf die Frühlingsfaat wartet, und mit ihren fächerförmig in blauende Berge eingefressenen Erosions-

tälern liegt die Insel da und weckt mancherlei Erwartungen. Die grauen runden Steine, die über alle Abhänge verstreut lagen, als hätte es Granitbrocken gehagelt, erwiesen sich später keineswegs als Steine, sondern als wilder Kaktus — irgendwann einmal mag dieser Kaktus wohl in Blüte stehen. Und wenn Kaktus blüht, dann ist es, als quölle Duft aus Steinen, es schmeckt wie Feuer auf der Zunge beim Anblick. Aber das beste Symbol des Vulkans, dieses feuerblütigen Steinbaumes, ist doch der flammenschwere Hibiscusstrauch — daheim in Dänemark nennen wir ihn Weihnachtsstern. Hier im sonnendurchglühten Winter von Teneriffa bildet er in allen Parks Gebüsche und schwillt über alle Zäune, dunkel lavaglühend, Blütenfeuer in elementarem Ausbruch.

Aber war das schon Teneriffa? Den ganzen hohen Tag hindurch trug uns die salzgeschwängerte, sanfte Fahrt über ein sommerliches Meer mit huschender Sonne und schweifenden Schatten, und erst gegen vier Uhr machten wir an dem fertigen Stück der langen Mole von Santa Cruz fest. Bis dahin kannten wir schon einen nicht geringen Teil von Teneriffa, von dieser Insel mit dem harten Profil und den zurückfliehenden Tälern, von dieser Insel aus erstarrtem, einstmals flüssigem Stein, die wohl mehr als einmal frisch von heißem Steinblut übergossen worden ist. Kleine, dem Isländer wohlvertraute Knäuel von Dampf am Strande verraten die Art: Solfataren, stinkende Schwefelpfuhle, eiternder Knochenfraß an den Wurzeln des Vulkans oder vielmehr dieser palmenfächelnden Vulkaninsel mit ihren blühenden Büschen und Bäumen mitten in der Winterzeit unseres Nordens, hoch überragt

von ihrem schneeglitzernden, sonnenumflossenen Vulkankegel. Und von Sonne durchtränkt sind auch ihre wattigen Wolken, die eine Saat von schwerem, goldenem Regen streuen.

Vielgestaltig ist die Erde. Aber ist nicht etwas Kärgliches über den Palmen? Ihre Blätter erinnern an Eisblumen an den Fenstern. Palmen — strömen sie nicht eine innere Kälte aus? Da stehen sie, starr gespreizt, nicht wie richtige Gewächse mit glaubwürdigen Wurzeln im Erdboden, sondern eher wie Pfeile, aus zorngefüllten Welträumen gegen die Erde geschleudert, oder nur in der Laune eines barbarischen Spieles. Palmen erwecken Angst. Und Durst. Erst hier begreife ich, warum es rings in der Welt von „Palmengärten“ und „Palmengrotten“ wimmelt.

Auf der Mole von Santa Cruz kann man kaum vorwärts kommen, so dicht ist dort hellblondes norwegisches Fichtenholz und tabakbrauner deutscher Torfmüll gestapelt — Verpackungsmaterial für Bananen und Tomaten. Die vielen blonden Haarschöpfe und blauen Augensterne, die sich hier in das spanische Volkselement mischen, wecken den Verdacht, ob nicht wohl mehr als bloß norwegische F i c h t e n an Land gegangen sind! — Übrigens sind wir Nordländer ja in dieser Beziehung vor unserem Herrgott allzumal Sünder. Zwar wird behauptet, daß die Guanachen, die Urbevölkerung der Inseln, nach alter Überlieferung ein großer, heller Volkschlag, immer noch nicht ganz ausgestorben sind. Doch bis auf weiteres betrachte ich jedenfalls die hellhäutigen, rothaarigen Mädchen hier als Basen, und man braucht sich ihrer nicht zu schämen; sie sehen gut aus. Und sie wissen



das. Wenn sie gehen, tun sie es mit dem ganzen Körper. Und aus ihren dunklen Festungscharten geben sie ein Feuer, daß es eine Art hat. Nun, solange nicht aller Verkehr zu Luft und zu Wasser eines Tages in Vergessenheit gerät, oder die Inseln ins Meer versinken, um sich mit dem großen Atlantis wieder zu vereinigen, dessen letzte Reste sie sind, werden die blonden „Guanachen“ hier kaum jemals aussterben . . .

Im Goldgeröll des Abends liegt das Licht so mild über Santa Cruz. Es schimmert so friedlich in den engen Winkelgäßchen, die jeden Augenblick zu baumbeschatteten, blütenflammenden winzigen Anlagen, eigentlich mehr kleinen Höfen, führen. Die gedämpft blauen, roten oder grünen Wasserfarben der Häuser verschmelzen allmählich mit dem abendmatten Blau des Himmels und seinen flüchtig aufleuchtenden Wolken. Lustig, nur halbwirklich, und so unglaublich still stehen diese Mauern um einen und hauchen Frieden aus. Und die Seele saugt sich voll erquickender Ruhe und neigt sich Nacht und Träumen zu. Die wilden Feigenbäume mit ihren schweren, glatten, silbernen Stämmen stehen in den Parks wie gegossen. Die Mimose zeichnet ihre wunderbar feine Silhouette in den sterbenden Tag hinein, als dehne sie die Flügel zu lautlosem Flug in die Nacht. Und in dem immer dichter werdenden Halbdunkel glüht verborgen der Hibiscusstrauch — nicht nur unter Schnee und Lava glostet Feuer, schlummern Vulkane, glüht des Alllebens ausbruchsgewaltige Kraft. Die schweren Blüten eines unbekanntes Baumes werden von Minute zu Minute dunkler, bis sie wie Blutstropfen auf den Zweigen eines Schattenbaumes

aussehen. Und dann, unvermittelt, öffnet sich am Ende eines Gäßchens der Durchblick auf die Sonne und den Vulkan. Einen Augenblick verschmelzen die beiden, und ein Tag stirbt — doch was ist ein Tag — und eine Nacht erwacht zum Leben. Schatten erhalten die Gabe zu reden, Träume eine Zunge.

Das Leben — das zugleich auch der Tod ist — ist ein ewiges Zusammenspiel von Licht und Finsternis, von Hitze und Kälte, von Tag und Nacht. Der Baum des Todes sprießt aus dem Samen des Traumes. Vielleicht war es ein solcher Abend, da Columbus durch Las Palmas auf Gran Canaria wanderte. Vielleicht hielt er auf dem dreieckigen Plätzchen vor Sant Antonio, Abad still, einer der kleinsten und in all ihrer Einfachheit hübschesten Kirchen der Welt. Dort hörte er der Überlieferung nach im Jahre 1492 eine Messe, ehe er seinen Kurs nach Westen, unentwegt nach Westen, setzte.

Nun — eine halbe Drehung der Erde — und wir haben die Sonne wieder. Tage und Nächte sind milde Gaben für einen Wanderer, dessen Zeit kurz bemessen ist. Und wessen Zeit wäre nicht kurz bemessen hier zwischen Sonne und Vulkan. Draußen glüht es, und auch im Herzen schwelt eine Glut. Und das Leben fließt dahin. Nächtllicherweile schlummert der Vulkan des Herzens, unter der kühlenden Rinde des Schlafes. Am Morgen erwacht er von neuem und streut von neuem Glut und Asche aus.

Die Morgenstunde ist noch frisch und feucht, als ich meine Schritte in die Stadt lenke. Bald bin ich, weiß

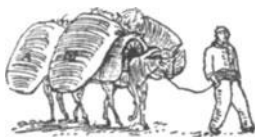
der Himmel wie, mit einem Fuhrhalter wegen eines Autos einig geworden. Es verhandelt sich so bequem mit einem Manne, der nur spanisch versteht; man spricht einfach dänisch mit ihm. In sausender Fahrt um Haarnadelkurven gehts bergan, auf Drotaba zu, auf das Paradies zu. Trotz der Autos und Esel wimmelt es auf der Straße von Frauen, die Waren aller Art auf den Köpfen tragen: Körbe mit silbrig glänzenden Fischchen und mit großen Fischen, deren Wunden bläulichrot leuchten, Milch in Eimern und Mehlsäcke, ganz abgesehen von Wasser und Brot, den notwendigen Grundlagen ihres einfachen Lebens. Abri gens sehen diese Trägerinnen oft prachtvoll aus — und wissen das auch. An einem Brunnen, wo wir Wasser in den Kühler nachfüllen, steht ein Mädchen und trägt einen schweren Wassereimer ohne Stütze schwebend auf dem Haupte. Sie steht und schäkert mit einem jungen Mann, der gar nichts trägt, und als sie meinen Blick auf sich fühlt, kommt noch mehr Leben und Schwung in sie. Sie patscht ihm eine zärtliche Ohrfeige auf die Backe, dreht sich ein halbes Mal um sich selber, vielleicht, um sich im Gleichgewicht zu halten, vielleicht auch, um ein wenig Licht aus dem Überfluß ihrer Augen sonnen über den Fremdling strömen zu lassen — an einem Brunnen soll ja jeder Wanderer Erquickung finden — und dann steht sie wieder da, trippelt und schäkert. Mit den Eseln zusammen gibt das ein biblisches Bild von gesunder, urtümlicher, prophetischer Kraft. Ich selbst passe trefflich in den Rahmen: ich bin Elias, der in seinem feurigen Wagen wiedergekehrt ist, rasirt und verjüngt und mit einem Engel als Chauffeur. Ehrlich gestanden:

ein solcher Brunnen regt an zu prophezeien und Wunder zu tun.

Frau und Esel stehen als Lasttiere hier schein's in gleicher Schätzung; doch ganz so hart wie der Esel hat die



Frau es wohl nicht. Das geduldige kleine Grantier muß hier nämlich außer seiner Last auch noch seinen Besitzer tragen, ja, ihm bei den stundenlangen Unterhaltungen unterwegs als Stuhl dienen. Von seinem Esel zu steigen,



scheint auf Teneriffa nicht zum guten Ton zu gehören. Daß der Mann größer ist als der Esel und die Last größer als der Mann, fällt hierzulande wohl nur dem Fremden auf. Ubrigens sieht man auch Eselreiterinnen;

sonderlich ist mir eine in Erinnerung, ein strammes Weib mit steifem schwarzen Hut, von dessen Rand rings um den Kopf ein schwarzes Stück Tuch herunterhing, so daß nur gerade das Gesicht frei blieb. Gelblich und knochig sah es aus seiner dunklen Grotte hervor. Sie saß zwischen ein paar breiten Körben voll Liter-Gimern, und war nach wohlverrichtetem Milchhandel auf dem Heimweg aus der Stadt. Der Esel trippelte und sie schwankte in komischer, doch in ihrer Weise echter Würde hin und her. Die „Unbildung“ soll auf diesen Inseln groß sein, worunter man versteht, daß nur zwanzig Prozent der Bewohner Buchstaben entziffern können. Zwischen diesen Bergen brüten noch ferne Zeiten, hier, wo die Frauen noch „unerlöst“ und analphabetisch vergnügt sind.

Wir fahren weiter durch eine Allee von riesigen Lorbeerbäumen mit gewundenen Stämmen. Der schwere, scharf süßliche Duft mischt sich mit der Feuchtigkeit des Morgens, die noch in grünem Gras und gelben Blumen perlt, zu einem dichten Brodem in der Nase, einem Geruch, der an den Geschmack von Ingwer gemahnt. Wir kommen an Dörfchen vorbei, deren Häuser in einer Weise ineinander versilzt sind, die daran erinnert, daß die Menschen auf dieser Insel ursprünglich Höhlenbewohner waren, sich gemächlich in den weichen Luff eingruben und den Regen regnen ließen. Wir kommen an Leuten vorüber, die Kartoffeln aufnehmen, an Bananenspflanzungen und Zisternen mit spangrünem Wasser, vor dem plötzlich alles andere Grün der Landschaft verbleicht. Und dann liege ich in dem schwarzen Sand der Bucht von Drotava und schlürfe Sonne zwischen spielenden Kindern und nackten, braun-

gebrannten Badenden. Der schwarze Sand ist glühend heiß, wenn man sich hinsetzt, aber pitschnaß, wenn man nur die Hand hineinsteckt, und gegen seine Schwärze leuchten die Schaumkaskaden um die brandungsgepeitschten Klippen wie ein Gekräusel von weißen Spitzen.

Der Tag ruht voller Freundlichkeit über der Insel und dem Meer, das sie umspült. Doch tief drüben am Horizont ziehen schwere Wolken ihre feuchten Schleppnetze. Man schüttet etwas Sand aus den Schuhen, steckt zum Andenken ein paar Steinchen in die Tasche und läßt sich von dem Auto über die Insel zurücktragen, ehe der Regen das Land erreicht.

Während ich in dem regendrohenden Sonnenschein über steilen Abstürzen dahinfahre, höre ich Schüsse unten in der Tiefe, zwischen mir und dem Meere, Knall auf Knall. Und als ich mich umsehe, erspäht das Auge auch knallende Farben: flatternden Purpur, weiße und violette und goldglänzende Gewänder — Priester und Chorknaben, die dort unten an der Spitze einer schwarzzimmelnenden Gemeinde durch das frühlingshafte Grün dahinziehen, unter blauem Himmel oder ausgreifenden Schauern oder Sonne, wie es sich trifft. Tief unten leuchtet die Meeresfläche wie grüner Opal. Wer wohl schießen mag? Vermutlich die Chorknaben. Und wozu? Sie wollen wohl die bösen Geister vertreiben, das Land reinigen, damit die keimende Saat nicht verseucht wird. Aber was weiß ich. Der Umzug ist soweit fort, daß ich nur gerade eine lebensgroße Madonnenfigur unterscheiden kann, die hochehoben über den Köpfen der Menge schwanzt. Etwas an diesem Aufzug erinnert mich an Moskau und die Aufzüge zum zeh-

jährigen Jahrestag der Revolution. Auch dort leuchtete es rot und prächtig, und das graue Volk trug Figuren. Und Kanonen donnerten. Das einfache Volk will etwas haben, woran es glauben kann, will durch das Ohr aufgereizt werden, will Bilder tragen. Mein Chauffeur nimmt die Mütze von seinem blonden dichten Haarschopf. Auch ich ziehe den Hut — ich kann nichts dafür: ich finde es feierlich, wenn Menschen und Götter zusammen durch das Grün wandern.

Warum eigentlich weiterfahren? Warum nicht einfach aussteigen und im Lande bleiben? Farben und Gedröhn — hier sind die Menschen noch wirkliche Kinder. Als ich am nächsten Tage in Las Palmas in der kleinen Schiffer- und Fischerkirche San Telmo zusah, wie ein paar schwarzgekleidete Blumenspenderrinnen mit einem Priester verhandelten, ob sie ihre Vase mit der Opfer- oder Dankesgabe vor Christus oder die Madonna stellen sollten, und hin und her versuchten, war ich drauf und dran, mich einzumischen: es waren genug Blumen für zwei Vasen, warum also einen übervorteilen?

Das Heidekraut wächst auf Teneriffa zu Baumeshöhe auf. Erika — es klingt wie der Name einer Geliebten im Walde. Was die Sonne an Blumen und Gewächsen aus der spärlichen Krume dieses steinigen Vulkans hervorzuzaubern vermag, ist ein Märchen für sich. Den Fieberbaum habe ich nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber den seltensten und seltsamsten aller Bäume, den Drachenbaum. Diesen Baum, der gar kein Baum ist, sondern ein Pilz. Sein Umriss erinnert einigermaßen an eine Eiche. Verletzt man ihn, so schwitzt er einen rötlichen Saft aus, Drachen-

blut, ein unergleichliches Heilmittel — nur habe ich vergessen wofür. Bis vor kurzem besaß Veneriffa einen, der sechstausend Jahre alt war; heute lebt nur noch ein Jüngling von dreitausend Jahren. Ich klopfte an die Pforte des Klosters von Lugano, um mir das Wunder im Schulgarten anzusehen. Doch die Jungen interessierten mich weit mehr. Manche spielten Fußball — in flatternden schwarzen Röcken — andere kauerten am Boden und knipsten bunte Glasugeln von Loch zu Loch in der harten, rötlichen Kiesdecke. Herrje, das Spiel kannte man zu meiner Kinderzeit noch nicht. Es sah spannend aus. Abriqens waren die Knaben alle dunkelhaarig; kein einziger Blonder war darunter. Woher mag das kommen? Ist es vielleicht ein blonder Charakterzug, in Widerspruch zu stehen? So wird es sein: die Dunklen gehen in die Klosterschule, die Blonden lösen einen Führerschein und erobern sich ein Lenkrad.





## Ein Tag auf Mallorca

Im Segelhafen von Palma wippen Seite an Seite ungezählte kleine Segelboote, denen ihr schwanker Mast wie eine nadelspitze Flosse schräg rückwärts gebogen aus der Schnauze ragt. Man verliebt sich in sie, wünscht sich, eine solche Nußschale zu besitzen, sie über die Wasserfläche tummeln zu können. In einem Unfall von Treulosigkeit verleugnet man seinen Freund, den Motor, mit seinen präzisen, ölblanken Eingeweiden, seinem taufestesten Herzen aus Stahl. Man läßt sich von den leichtsinnigen Bactfischchen dort draußen verführen, die sich so verlockend schaukeln und wiegen.

Aber man beherrscht sich, wie ein Mann — da einem nichts anderes übrig bleibt — und wandert weiter in den reifen Morgen hinein, dessen Sonne ihre Bahn geschäftig über das Himmelsgewölbe zieht, schwenkt zwischen die Häuser aus grobem, rötlichgelbem Sandstein ein, faßt an den Schienen einer elektrischen Bahn Posto und wartet. Man wartet lange — haben sie hier etwa nur sonntags Zeit, Elektrische zu fahren? Nein, endlich kommt das Gefährt, man setzt sich bequem auf dem gepolsterten Strohsitz zurecht, bezahlt „einen Hund“, eine Münze im Wert von etwa fünf Pfennigen, und läßt sich nach Westen aus der Stadt hinaustragen. Dort liegt das Royal Ingles Hotel; dahinter ragt die alte Königsburg Castillo de Bellver auf ihrem Pinienhügel, und vor der offenen

Estrade breitet sich die Bucht aus. Sie ist fast ganz von einem dreifachen Ring umschlossen: erst die Stadt, dann das Tiefland, die Huerta, und zuletzt die blauen Berge. Hier läßt sich ruhevoll sitzen; man hängt seinen Gedanken nach und lebt sich in die Landschaft ein. Eine ganz leichte Brise hält den Schatten unter dem Sonnendach kühl und angenehm; sie ist so schwach, daß die Bucht draußen ihr nicht die geringste Beachtung schenkt. Ein vereinzelt einheimisches Boot zieht mit ausgespannter Segelflosse seine Furche in die stille Fläche des Wassers. Laß den Blick nicht zu lange darauf ruhen, die Zeit vergeht.

Ich sammle meine Papiere ein, an denen ich geschrieben habe, und mache Feierabend. Es ist vier Uhr. Ich miete ein Auto; denn ich habe nur noch fünf Stunden für Mallorca zur Verfügung. Wir durchqueren in saufender Fahrt nach Norden die Huerta. Der Weg ist schmal, aber gut; er führt zwischen niedrigen grauen Mauern mit gerundeter Krone dahin, auf die Berge und den Nordstrand zu. Hafer und Gerste zwischen den Albaum-pflanzungen stehen niedrig, aber gelb und reif. Vereinzelt sind sie schon abgeerntet, und die Garben hängen in den Bäumen mit den Ähren nach unten. Wo die Felder nicht bestellt sind, leuchten sie knallrot von niedrigem wilden Mohn. Wo der Boden zu Tage tritt, ist die Erde rot, rostrot, und an einer Stelle sind die Olivenstämme bis hinauf zur Blätterkrone mit roter Erde beschmiert.

Unheimlich sehen diese Olivenstämme aus: in sich selbst gewunden, aufgerollt wie Laue, hohl, zerrissen, mit gespreizten Wurzeln, bauchig, knorrig — so trollhaft, wie es nur ein Baum sein kann. Unmöglich kann man sich eine

Vorstellung machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Grau wie Schimmel breiten sich die Blätter, zwischen denen die bescheidenen Blüten stehen. Denn während die Kirschen — gelbe und vor allem rote — schon reif an den Zweigen hängen, und ebenso die Zitronen und die süße Nispel, die in Form und Größe einer gelben Pflaume gleicht, und während der Johannisbrotbaum seine grünen Schnittbohnen hängen läßt, ist die Frucht des Albaumes erst in ihrer frühlingshaften Verzezeit.

Wir fahren über Valldemosa, erreichen die Nordküste bei Miramar und halten bei einem der kleinen, runden graugelben Ausgucktürme an, mit denen die Küste von Mallorca umkränzt ist, Zeugen einer vergangenen Zeit, da man eine Insel noch mit Auslug und Aufgebot verteidigen konnte. Die Sonne steht schon tief am diesigen Horizont; gleich einem silbernen Häutchen liegt ihr Licht auf der Meeresfläche, als wäre das Wasser undurchlässig. Hinter dem felsigen Küstenstreifen ist das Wasser spangrün. Die Luft ruht in nebelhaft flüchtigen Formungen draußen über dem Wasser, steigt auf, sammelt sich zu Wolken, zu Regenwolken.

Wir schlängeln uns auf halber Höhe weiter, schießen durch den kleinen Flecken Deyá, der in weite Drangenhaine eingebettet liegt. Das Meer im Westen ist allmählich ganz dunkel geworden, seine Oberfläche kraust sich wie gehämmert unter einer aufkommenden Brise. Wir lenken auf das Gebirge von Soller zu, das grau in steinerner Ode unter der Abendsonne liegt, und erreichen endlich Soller, ein locker gebautes Städtchen im Grunde eines Talkessels.

Ich bin bereit, in einer einheimischen Fonda einen Schluß zu nehmen; mein Wagenlenker bringt mich stattdessen zu einem langweiligen modernen Hotel. Das Ende vom Liede ist, daß wir den Weg ohne Erfrischung fortsetzen — unter den staunenden Blicken einer üppigen Negerin und eines blaß-fetten, Kleinen, strohweißen Albino-mädchens. Es gibt scheint's doch allerhand Volk zwischen der sonst so ansprechenden, etwas inselmäßig Kleinen, doch oft anmutigen und durchgehends blonden einheimischen Bevölkerung.

In den scharfen Kehren der Straße aus dem Tal von Soller nach Palma möchte ich nicht gern selbst am Steuer sitzen. Wir müssen im zweiten oder ersten Gang fahren; sonst geht es aber recht gut. Nur beklemmt mich die Fürsorge meines gleichmütigen Spaniers, der mir immer gerade in den wildesten Haarnadelkurven die Aussicht erklären will. Aber endlich erreichen wir die Wasserscheide, und in saufender Fahrt geht es bergab, den Motor als einzige Bremse. Gottlob werde ich gegen alle Vernunft bergab niemals nervös. Denn bei der Talfahrt ist es mit Motoren wie mit Pferden auf dem Heimweg: sie finden ihren Weg allein. Drunten liegt die Huerta, dunkel und flach um die breite Bucht gelagert. Wir begegnen schlafenden Männern auf schmalen Karren mit Segeltuchdächern. Wir begegnen einem Mann mit einem Esel, der auf der einen Seite mit allerhand Kram, auf der anderen mit einem blökenden Schaf beladen ist. Wir überholen Karren mit rostroten Steinen aus den Bergen. Und nach genau zweieinhalb Stunden erreichen wir unseren Ausgangspunkt, die Plaza de la Libertad, wo ich meinem

Führer nur drei Peseten über die ausbedungenen vierundzwanzig als Trinkgeld gebe. Wir trennen uns in gegenseitiger Zufriedenheit.

Obwohl es schon sieben Uhr ist, drängt es mich, meine Schulden auf der Post zu bezahlen, ehe ich mir ein Mittagessen gönne. Ich hatte nämlich morgens, da ich noch nicht dazu gekommen war, spanisches Geld einzuwechseln, Briefmarken auf Kredit bekommen! Ob das wohl anderwärts als in einem spanischen Lande möglich wäre? Dann will ich einen eingeschriebenen Brief aufgeben. Der Einschreibschalter ist im oberen Stockwerk. Er ist geschlossen; aber da ich unmöglich am nächsten Tage zwischen eins und vier wiederkommen kann, wird mir der Brief schließlich abgenommen.

Als ich aus dem Posthaus herauskomme, stürzt plötzlich ein Mann in weißem Kittel auf mich zu. Es ist mein Wagenlenker von dorthin, der nicht nur darauf besteht, mir die beste Eßgelegenheit zu verraten, sondern mich auch dorthin begleitet — zu Fuß; denn ein Chauffeur-Gentleman kann doch einen anderen Gentleman nicht einfach in seinen Mietwagen setzen und ihn umsonst fahren. Und unleugbar: man ist hier gut und billig. Drei Gerichte, Eis und ein ganzer Korb mit Früchten für sechs Peseten, ein vortrefflicher Weißwein für zwei Peseten — mit Trinkgeld alles in allem knapp fünf Kronen.

Auf dem Wege zum Schiff sehe ich im Fenster eines Bäckerladens runde Kuchen liegen. Sie haben ungefähr die Größe eines kleineren Tellers und sind mit gekochten grünen Blättern, Sardinen und irgendwelchen undefinierbaren roten Klecksen belegt. Sie sehen fremdartig und

verlockend aus, aber leider bin ich ja satt. Ein Spanier, mit dem ich ins Gespräch komme, erklärt mir, diese Cardinenkuchen seien eine alte Spezialität von Valencia: muolte bueno! . . . Glaub's gerne. Nachdem ich mich noch überzeugt habe, daß auch der Mann aus Valencia stammt, scheiden wir als gute Freunde.

Aber da waren die Kleinen Mallorcaboote mit den Schnauzenflossen . . . Meine Verliebtheit in sie dauerte nicht lange. Denn auf dem Wege zum Schiff, das wegen seiner Größe draußen auf der Reede ankern mußte, umkreiste ein Racer unser Boot in scharfen Kurven und engen Kreisen. Das war ein Himmelhund! So ein verbissenes kleines Ungeheuer, das seinen Schwanz nur der Form halber gerade noch ins Wasser tauchte und große, gebogene Silberschwinge hinter sich herzog. Der heilte mich von meiner Verliebtheit. Ruhig konnte ich die Reise fortsetzen, seelenvergnügt und über alle Trennlosigkeit erhaben, bis zum Tode dem Motor ergeben, dem treuen Diener unserer Zeit.

Wieder an Bord legte ich mich in einen Liegestuhl, atmete mit Wohlbehagen die Abendkühle ein und bestätigte in meinem stillen Sinn die Wahrheit der drei Worte, die breit auf einem Brief aufgestempelt standen, den ich heute morgen an Bord erhalten hatte: Mallorca — clima ideal.

Reife Kirschen im Mai und Nispeln. Aber die Brotfrucht, wie man es hier nannte, die hatte ich sogleich am Geschmack wiedererkannt. Denn keine Banane ist so süß und würzig wie die Kleinen, verhüßelten von den Kanarischen Inseln.

## Stiergefecht in Sevilla

Der Himmel über Sevilla trieft von Honig. Nirgends ist man von so nährender Sonnenruhe umspült, wie in den myrtenduftenden Gärten des Alkazar. Die Zeit verrieselt bei dem feinen Spiel der Springbrunnen. Doch um sechs Uhr ist Stiergefecht in der Arena von Sevilla. Und wenn man sich auch verschworen hat, niemals ein Stiergefecht anzusehen — nun ja, wenn es soweit ist, geht man hin.

Wir kommen im letzten Augenblick, und als wir endlich unsere Plätze im Schatten — man bezahlt hier den Schatten teurer — hoch oben unter einem kleinen Halbdach gefunden haben, sind sie von Spaniern besetzt und es dauert einige Zeit, bis wir sie vertrieben haben. Da sitzt man denn, wie eine Ameise in einem Granattrichter; nur daß Ameisen still sind, während es hier summt. Die Gattung homo sapiens fürchtet die Stille wie den Tod. Das Summen wird nur durch den eindringlichen Ruf der Wasserverkäufer übertönt: Agua! Agua!

Der Wasserverkäufer geht mit einem Ledersack auf dem Rücken umher, heute genau wie seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden auf allen offenen, sonnenüberglühten Arenen des Südens. Wie schon damals, als der Kampf noch zwischen Löwe und Mensch ging, und das Tier sicherer Sieger war. Glasweise schenkt er die kostbarste aller durst-

löschenden Flüssigkeiten aus, ein Wasser, so klar und mild, wie nur der Himmel über Spanien oder ein Saphir von Ceylon.

Agua! Agua!

Er macht gute Geschäfte in agua und agua minerale; denn nur gegen Westen spannt sich ein schmales Schattensegel, sonst liegt der ganze Hexenkessel in Sonne gebadet. Dort draußen in der Sonne und hier drinnen in dem schwülen Schatten, überall wird eifrig gefächelt. Selbst die Männer haben Fächer mit, und wer keinen hat, fächelt dennoch: mit dem Programm, mit dem Strohhut, mit dem Taschentuch. Aber der zehntausendköpfigen Menschenmenge entsteht ein Sonnengeflimmer, das an glitzerndes Wasser erinnert. Man sitzt wie an einem kreisrunden See und mitten darin schwimmt eine kreisrunde Insel. Sie ist braunrot, und ein hellila Streifen zieht sich etwa zwanzig Meter von ihrem Strand entfernt ringsherum. Was wird auf dieser Insel geschehen? Wozu der hellila Streifen? Wozu die kleinen Sandhaufen an ihrem äußersten Strande? Träumt man? Wahrlich, man träumt. Dieser Tag ist weder heute noch morgen noch irgendwann. So ausgemacht fremdartig kann sich das Leben nur in der Phantasie gestalten. Man sitzt da, spürt die Knie des Hintermannes in seinem Rücken; und so ziehen sich die Kreise: Rücken gegen Knie, Rücken gegen Knie — wie ein stürzender Wasserfall. Am Ende ist die Insel dort unten gar keine Insel sondern ein Schlammkrater, der uns zu sich hinabsaugt, Kreis um Kreis, Geschlecht um Geschlecht in einer lärmenden, tödlich luftberauschten Kaskade? Oder ist es nur die Hitze hier drinnen in dem fiebrig über-



hitzten Schatten, die einem zu Kopf steigt? Wer doch in der kühlen Sonne draußen sitzen könnte!

Agua! Agua! Agua mineral!

Endlich geschieht etwas, dort draußen auf der schicksalsschweren Insel. Hinein und hindurch galoppieren, wie aus dem Sonnenmeer herausgeschleudert, auf schwarzen Rossen zwei schwarze Reiter mit breitem, weißem Kragen und Federhut. Hinter ihnen — zwei Herolden — trabt auf eigenen Beinen eine bunte Schar, farbensprühend von Seide, glitzernd von Gold- und Silberpailletten: die Matadore, Capadore, Banderos. Musik und Händeklatschen begrüßt und begleitet sie, doch höflich und rücksichtsvoll. Alles hält den Atem an, während ihnen aus der Loge des Alcalden, die mit vornehm-schwarzen Damen und Herren geziemend besetzt ist, der Schlüssel zur Stierpforte herabgeworfen wird, und sie ihn in der Luft auffangen. Bravorufe, Händeklatschen, Lusch! — Es muß doch ein Traum sein.

Die Herolde galoppieren wiederum mächtig, quer durch die Insel, während sich die Matadore, viel zu vornehm, um den ersten Stoß zu führen, gemächlich hinter die dunkelrote Bretterbarriere mit dem weißen Mittelstrich zurückziehen. Erst jetzt wird man diese Umzäunung plötzlich gewahr; sie schließt sich rund um die Arena und ist hier und da mit Schlupftüren versehen, damit die tapferen Stierkämpfer hindurchschlüpfen und sich hinausretten können. Auch ist ringsum ein Trittbrett angebracht, von dem aus man mit einem kecken Schwung über die Barriere setzen kann.

Oh! — und da ist ja der Stier, schwarz und blank. Er kommt in einem Satz herein, steht aber mit einem Ruck still, blinzelt gegen die Sonne, sieht jetzt etwas Rotes flimmern — drauf und nach! Aber schon ist das Rote nicht mehr dort . . . Der Stier bleibt stehen, besinnt sich, sieht Rot hier und Rot dort. Aber es sind ja doch nur Narrenstreiche, und er findet es zu heiß, um darauf einzugehen. Dagegen hält er es der Mühe für wert, die Schranke etwas näher zu untersuchen, ob es nicht auch für ihn ein Stelle gibt, wo er hinübersetzen könnte. Aber es



gibt keine. Die Menge findet ihn stumpfsinnig, beginnt zu pfeifen. Was ist das für ein Stier! Kein Gast in den Knochen, kein Kampfesmut, keine Todesverachtung! Das Pfeifen nimmt zu. Da wird der Picador zur Hilfe gerufen, und er kommt die Barriere entlang geritten, ein fersenhämmernder Ritter auf einem Klapperdürren, angstbebenden Gaul, der vor dem linken Auge eine Schenkklappe und an der linken Seite eine bis zum Bug reichende wattierte Schutzdecke trägt. Das Pferd wird folgendermaßen auf den Platz geführt: ein Helfer zerrt es am Zügel, ein zweiter schlägt mit einem Knüttel von hinten auf es

los, und der Picador selbst mit seiner Lanze in der Hand strampelt wie ein Hampelmann — ein eher jämmerlicher als prächtiger Anblick. Die Mäntel der Capadore — auswendig scharlachrot, inwendig gelb — beachtet der Stier nur, wenn ihm das Rot allzu herausfordernd vor die Nase kommt. Und um den Aufzug von Pferd und Reiter kümmert er sich überhaupt nicht. Bis er endlich auf die Gruppe zugetrieben wird; und da hat er die Sonne im Gesicht. Sicherlich sieht er den Reiter überhaupt nicht, zum mindesten nicht gleich. Aber schließlich sieht oder wittert er das Pferd. Und Pferd ist Pferd, und Pferd muß man speißen. Ob das gute alte allgemeine Stiersitte ist, weiß ich nicht und bezweifle es; aber jedenfalls scheint es bei Kampfstieren zum guten Ton zu gehören. Und so fährt er denn gegen die Flanke des Pferdes los, um das leichte Vieh auf den Nacken zu nehmen und hintenüber zu schleudern. Aber da dringt ihm ein Dorn ins Fleisch — oder ist es eine verdammte Bremse mit einem glühenden Riesenrüssel? Da liegt der Gaul und zappelt; der Picador faßt, den Kopf voran, über die Barriere. Aber jetzt leuchtet es rot hier und rot da. Der Stier muß hinterdrein, muß dann die Jagd einen Augenblick unterbrechen, um das Pferd vollends abzutun — und hat in seiner Gutmütigkeit gleich darauf seinen Todfeind wieder vergessen. Oder ist er nur so verwirrt, so müde von all dem sinnlosen Hallo, in das er unversehens hineingeraten ist? Er schüttelt verdrießlich den Kopf, krümmt die Zunge wie eine Feder gegen den Gaumen. Bläulicher Schaum steht ihm ums Maul, der Schweiß gibt der schwarzen Haut einen Strich ins Grünliche, und hinab über diese

käferartig schillernde Haut läuft vom Bug ein lackfarbener Streifen.

Pfui — pfui! was für ein langweiliger Stier! Rißelt Leben in ihn! Banderos, Banderos!

Aber noch ist es zu früh dazu. Und während der Picador von neuem auf ein Pferd verfrachtet wird und seine Lanze gereicht bekommt, spielt einer der Capadore mit dem Stier Schmetterling. Den Mantel hält er hinter sich aufgespannt wie ein paar Scharlachflügel, das Licht glitzert in dem grünlichen Schuppenkleid des schlanken Leibes. Der Stier gloßt das Wesen an, stürzt sich auf den Flügel, der am größten scheint — und fährt vorbei. Aber da ist das Geschöpf wieder — und diesmal soll es nicht fehlen. Aber jedesmal fährt er vorbei; bald zur Rechten, bald zur Linken, und das Volk jubelt, jubelt unablässig. Im Grunde sieht es auch recht hübsch aus, wenn es nur nicht auf eine blutige Schlächterei ausginge. Wozu der Lustmord an dem Stier als Abschluß? Doch das Ritual muß seinen Fortgang nehmen. Da steht ja wieder dieses Pferd! Der Stier setzt die Hörner in die wattierte Seite, bekommt aber zugleich die Lanze in die Schulter. Sie stehen sich gegenüber, Stier und Reiter, das Pferd schwankt, jedoch der Speer bohrt sich tiefer und tiefer ein, je mehr der Stier andrängt. Schnaubend gibt er den Angriff auf. Noch ein paar mal fährt er gegen das Pferd los und wird vom Speer getroffen. Doch jetzt hat er gelernt, sofort anzuhalten, wenn er den Stich spürt; und das war offenbar die Absicht.

Hinausgeführt wird jetzt am Zügel und mit Knüppelschlägen das Pferd mit seinem Reiter; und herein tanzen

drei Banderos in Gold, in Silber, in Rosa. Jeder hält zwei gestreifte Stäbe in den Farben der Kostüme in der Hand, zwei Stöcke, die an ihren erhobenen Armen zu einem Paar langer drohender Hörner werden. Jetzt soll's Stöße setzen! Der erste tritt auf den Stier zu. Aber der hat keine Lust mehr, hat genug für heute und schenkt dem zappligen Wundertier keine Beachtung. Neues Pfeifen setzt ein. Die Capadore müssen wieder heran und den Stier etwas in Schwung bringen. Es gelingt; jetzt reizen ihn auch die erhobenen Hörner dort; er will gegen sie los-



fahren und stürzt sich auf den Bandero. Der hebt sich auf die Beine, pflanzt seine Stöcke in den empfindlichen Schulterbuckel des Stieres und springt zur Seite. Der Seitensprung war unnötig, denn der Stier steht still. Von dem Picador hat er gelernt, zu stehen, sobald ein Stich trifft. Aber diesmal haften die Stöcke im Fleisch — und der rote Saft strömt breiter über die schwarze Flanke. Der Stier versucht die Stäbe mit den Hörnern wegzufegen, dreht sich ein paarmal plump um sich selbst. Aber schon ist wieder einer da, der sich mit ihm stoßen will — also auf ihn! Gleich darauf hat er vier Stacheln in der Haut, und bald danach sechs. Er fängt an auszusehen wie ein jämmerlich gerupfter Vogel. Wenn er die Arena umkreist, schlagen

die Stöcke mit einem dumpfen hölzernen Klang gegen einander.

Der Stier hat immer weniger Lust, sich zu bewegen; die Capadore haben ihre liebe Not ihn bei Wut zu erhalten. Die Menge gibt ihren Abscheu kund: Schluß mit ihm, hinaus mit dem faulen Vieh!

Doch da tritt mit unendlicher Schauspielereiwürde der Held des Tages auf den Plan, der Matador. Er wird mit Jubel begrüßt — von dem er keine Notiz nimmt. Er tritt geradeswegs auf den Stier zu mit einem roten Tuch — nicht Mantel, und unter dem Tuch trägt er einen Degen verborgen. Der Stier geht dagegen los, wie gegen alles Rote, und bisher hat das Rote ja nicht weh getan. Aber diesmal ist Stahl darunter. Er setzt ein paarmal an; dann ist er nicht mehr vom Fleck zu bringen. Mensch und Stier stehen einander gegenüber, unbeweglich — so nah, daß er ihn bei den Hörnern packen könnte. Er tut es auch wirklich und erweckt Jubel damit. Aber der Jubel ist nur von kurzer Dauer; denn vor allem sollte erst einmal Feuer in dem Stier sein. Und davon ist nichts zu spüren. Neue Pfiffe. Endlich zischt der Degen unter dem Tuch hervor; der Matador zielt in aller Ruhe — und sticht zu. Der Stier galoppiert davon, der Degen schwankt hin und her wie ein lose sitzender Stachel, schneidet sich aber aus der Wunde heraus und fällt zu Boden. Der Matador ist sofort mit einem neuen Degen zur Stelle. Dasselbe Ergebnis. Jetzt ist das Theater in vollem Aufruhr, viele sind aufgesprungen, fechten wild mit den Armen und schreien. Aber es ist nicht zu verstehen vor dem ohrenbetäubenden Schreien und Pfeifen — mach doch ein Ende! Stümper!

Bist du besoffen? Hast du noch nie einen Stier gesehen? Geh doch heim und wiege deine Kinder!

Als der Stier seinen dritten Degen im Leibe hat, legt er sich hin. Er sinkt nicht um; er läßt sich nur nieder. Er faltet still die Beine zur Ruhe und legt sich auf den Bauch — rollt nicht etwa auf die Seite — und hält den Kopf erhoben. Jetzt mögen sie mit ihm machen was sie wollen; er ist so müde, ach, so entsetzlich müde. Und sie machen mit ihm was sie wollen, das heißt der Matador zieht einen Dolch und stößt ihn dem Stier in den Nacken, um das Rückenmark durchzuschneiden. Jetzt endlich sinkt der Stier zusammen und streckt alle Viere von sich. Sogleich tummelt sich ein Dreigespann in die Arena und wird vor die Leiche gespannt. Was noch vor zehn Minuten ein springlebendiger Stier gewesen war, in dessen Auge die Sonne sich so seltsam und verwirrend gespiegelt hatte, wird nun hinausgeschleift — wie eine tote Ratte.

Agua! Agua!

Sechs Stiere kommen an die Reihe. Alle sind sie schwarz. Zwei Stunden sind nötig, sie zu schlachten. Das Schattensegel wächst sich inzwischen immer breiter über die braune Arena aus, deren Blut jedesmal nach dem Tode eines Stieres mit Sand überschüttet wird; dafür lagen die Sandhaufen am Rande. Ja, alle sind sie schwarz, die Stiere. Und sehr verschieden im Temperament sind sie eigentlich nicht. Einige sind ein bisschen hitziger als der erste Stier, andere etwas gleichgültiger. Das ist der ganze Unterschied. Keiner der sechs fällt beim ersten Degenstoß, ja, keiner legt sich nach dem ersten Stoß des würdigen Stiertötters auch nur nieder. Alle benötigten schließlich

den Dolch im Nacken, einer sogar vier Dolchstöße, ehe er umsauf. Keiner der Anwesenden schien sich zu schämen. Kein einziger. Nur eine dänische Dame entfernte sich weinend – und ohne Begleiter. Und doch ist in der ganzen Ansammlung nur ein einziger, der sich seiner Rolle nicht zu schämen hätte, und das ist der Stier. Und dann natürlich die Pferde.

Aber es ging ja alles seinen vorgeschriebenen Gang. Die sechs Stiere wurden erledigt, programmäßig; alle anderen wurden gerettet. Selbst der Matador konnte es mit seiner Würde vereinbar finden, sich mit einem raschen Sprung über die Schranke zu retten. Der Stier – der Stier ist der einzige, der keine Aussicht auf Rettung hat. Er muß brav in der Arena bleiben, bis er ermattet den Gnadenstoß erhält. Darum ist ein Stiergefecht nicht Spiel, nicht Sport, sondern Schlächterei. Ja, ein einfacher roher Tiermord zu allgemeiner Belustigung.

Solange die Spanier Stiergefechte abhalten, können sie sich wohl zu den zivilisierten Völkern, aber nicht zu den moderne Kulturvölkern rechnen. Auf keinen Fall! Und es hat wohl noch gute Weile, ehe man diesem Lustmord zu Leibe gehen wird. Ich habe mir sagen lassen – wenn es falsch ist, mag man es berichtigen – daß die Spanier mehr Geld zum Bau von Arenen als zum Bau von Schulen aufwenden.

Agua!





## Besessene Monde

Sonne! Das Mittelmeer ist gelb, ganz gelb. Wir haben Kurs auf Algier. Doch einstweilen ist Algier erst ein Kalkfleck auf der Linie des Strandes; hinter dem brackiggelben Meer dehnt sich die sonnerbrannte Nordküste von Marokko, in die sich wie lange Schrammen rötliche Lehmhügel hineinziehen. Erst weit drinnen, hinter dem sonnenflimmernden Horizont, liegt das eigentliche Afrika — unsichtbar.

Afrika ist immer unsichtbar. Wer hat Afrika je gesehen? Afrika ist Urwald und ferne Zeit, Urzeit. Afrika: das sind Horden von Affen, die in den Bäumen schnattern, zottig und langschwänzig — und doch weit flottere und freiere Erscheinungen, als die treppentrippelnden und augenwerfenden „Alphabeten“ einer durchschnittlichen europäischen Vorstadt. Afrika ist die goldglitzernde Dunkelheit in dem süßigkeitsberauschten Blut der Schwarzhäute. Afrika ist das Gange und Ziehen in dem nächtigen Herzen des Negerdichters, das ihn in einer weißhäutigen Welt heimatlos macht, deren sonnen- und marklose Salmibergnügungen ihn die roten Lippen über den schimmernden Zähnen in Hohn verziehen lassen. Jenes Ziehen, das seine Seele in den Tanz goldener rätselhafter Welten hinauswirbelt, wo er sich, im innersten Wesen erschütterter, von „besessenen Monden“ umkreist fühlt. Und noch viel mehr

ist Afrika. Es ist Giraffe, Nashorn, Löwe; es ist Krokodil, dieses symbolische Tier mit der harten Haut, halb Rachen, halb Bauch, das sich einem jeden schlechten Gewissens baren Sonnenschlummer hingibt, während ihm ein ausdrücklich dazu erschaffener Vogel in seinem be-



neidenswerten Gebiß stochert. Aber Algier? Algier ist wahrlich nicht Afrika, oder, wenn es Afrika ist, dann mit einem starken Einschlag von Europa, einem mächtigen alten Kulturerdteil, der geistig und geographisch von Griechenland bis Portugal reicht.

Algier ist ein uraltes Seeräuberneft. Und wenn es auch, dem Druck der Zeiten weichend, sein Geschäft etwas umgestellt hat, so ist es dem Glauben seiner Kindheit doch treu geblieben. Vielleicht ist der Marokkaner ein wenig bequemer geworden, seit er nicht mehr mit harter Faust die Schiffe vom Meere zu holen braucht, da sie freiwillig zu ihm gesegelt kommen. Die vermehrte Ruhe scheint seinen Appetit jedoch keineswegs beeinträchtigt zu haben; ganz im Gegenteil. Ich sage: Marokkaner. Aber ich frage mich: Verdient das Paß in der Umgebung des Hafens und in den Handelsgassen, die sich zu dem alten Burgtastell, der

Kasba, hinaufziehen, eigentlich diesen verhältnismäßigen Ehrennamen? Dunkelhäutig sind sie freilich und sie haben pechschwarze Augen. Aber reinrassige Menschen gibt es kaum darunter, allenfalls noch Griechen und Portugiesen. Im übrigen ist es ein Mischmasch, Mischblut, das in Fäulnis übergegangen ist, Menschen, bei denen schon die kleinste Bewegung unerklärlich verdorben wirkt. Menschen mit leeren, guadenlosen Augen. Ich bilde mir ein, nicht besonders blutdürstig zu sein; aber wäre ich einen Tag früher nach Algier gekommen, so wäre ich vielleicht doch zu der Hinrichtung auf dem Gefängnisdach der Kasba gegangen. Drei Häupter fielen dort, drei Mörder bezahlten Blut mit Blut. Allein schon, um ihre Augen und letzten unwillkürlichen Gebärden zu sehen; allein schon, um zu erfahren, ob nicht doch das verzüchtete Tier ängstlich hinter der gründigen Menschenhülle lauerte.

Mein erstes Erlebnis, als ich meinen Fuß von einer kurzen, breiten Pontonbrücke auf den Kai von Algier setzte, war vielversprechend. Ich wurde von zwei Postkarten verkaufenden Gentlemen in die Mitte genommen, von denen mir der eine ohne weiteres unanständige Postkarten in die rechte Rocktasche steckte, während zugleich der Füllfederhalter aus meiner Brusttasche unwillkürlich in den öligen Fingern des anderen hängen blieb. O, Entschuldigung, das wäre mein Halter? O, bitte, er wolle nicht mit mir streiten; dann hätte ich nur noch die Rechnung mit dem anderen Herrn zu begleichen, fünfzig Franken die Postkarten. Ich forderte die Herren auf, sich gefälligst zum Teufel zu scheren, aber ich hatte meinen sonst von mir unzertrennlichen norwegischen Dolch heute

an Bord vergessen. Fünfzig Franken — die Karten seien in der Tasche dort, in meiner Tasche. Was es sie angehe, daß ich sie nicht behalten wolle. Ich hätte den Handel abgeschlossen — ob ich also bitte bezahlen wolle. Sonst müsse er, der gekränkte Verkäufer, mich bitten, ihm samt dem Zeugen hier zur Polizei zu folgen . . .

Diese Banditendrohung mit der Polizei fand ich ihre fünfzig Franken wert. Der Trick hätte im Zirkus meinen Beifall gefunden, und so schieden wir, die beiden Herren Halbfranzosen und ich, in entsprechender Hochachtung voneinander, ich um fünfzig Franken ärmer, aber mit glücklich gerettetem Füllfederhalter. Das war mein Tribut an Algier.

Von jetzt an setzte ich eine Miene auf, als sei ich in der Stadt zu Hause und in Geschäften unterwegs. Außerdem band ich mir gegen die Sonnenhitze das Taschentuch um den Kopf, einen primitiven Turban. Die Leute schienen mir meine Rolle indessen nicht recht zu glauben. Aber solange ich nicht stehen blieb oder meine Aufmerksamkeit bis an die Oberfläche meiner Augen steigen ließ, begnügten sie sich damit, mir lange nachzustarren.

Durch schmale, steile Straßen, auf Treppengäßchen, die oft quer durch die Häuserreihen hindurchgehen, klettert man durch das Eingeborenenviertel, das sogenannte Araberquartier, zur Kasba hinauf. Solche Gäßchen und Winkel wie hier kann man vielleicht noch in Marseille wiederfinden; jedenfalls aber sieht man dort hundertmal so viele Neger. Doch selbst das Hafenquartier von Genua ist gegen das, was man hier zu sehen und zu riechen bekommt, das reinste Quellwasser. Schweigsame Araber

mit leiser Stimme und zurückhaltendem, aufmerksamem Blick wandern in kleinen Gruppen durch die Straßen, schlank in ihren weißen, gelben oder gestreiften Burnussen. Ohne kundige Begleitung findet man sich in der Vielheit der Turbane an einem einzigen Tage nicht zurecht. Indessen fiel mir auf, daß die Männer mit einer tabakbraunen Schnur um den Turban von den andern stets mit einem Kuß auf die rechte Schläfe begrüßt wurden, während die gewöhnlichen Araber einander mit einem Händedruck begrüßen und jedesmal die eigene Hand küssen, nachdem sie sie zum Gruß gereicht haben. Die meisten, die hier auf der Straße gehen, oder beim Brettspiel auf Holzsthemeln vor den Kaffeehäusern sitzen, das Spielbrett auf einem andern Stempel zwischen sich, sind Araber. Aber woher die Händler in den Loggewölben und kleinen Winkelbutiken, und woher der braunhäutige Menschenschlamm der Gassen rassenmäßig seinen Ursprung leitet, dieser Frage steht der Unkundige hilflos gegenüber.

Doch was für Menschen kommen einem hier vor Augen, was für Züge, was für Blicke . . . Jedwedes Laster, jedwede Widerwärtigkeit, jedwede ekle Krankheit steht hier in offenem, vollstem Flor. Ist es vorstellbar, daß man aus dem duftenden Frühling Europas kommt? Von Osterlilien in Dänemark, Glyzinien in Barcelona, reifen Nispeln auf Mallorca? Was wächst hier? Gelbe faulende Pflaumen liegen in einem Haufen mitten auf dem Treppengäßchen; man tritt hinein, gleitet darauf aus, umschwärmt von surrenden Wolken von Fliegen. Will man ausweichen, so muß man sich an die klebrige Mauer drücken, die nie ein Sonnenstrahl oder Feuchtigkeit oder

auch nur ein Luftzug berührt zu haben scheint. Dunkel ist es hier; man geht wie auf dem Grunde eines Meeres mit einem fremdartigen, unwahrscheinlichen Licht über sich. Zwischen Haufen von riesigen gekochten Garnelen liegen Krebse und Krabben aller Art mit matten, fromm gefalteten Scheren, ein Farbkleck in dem qualmigen Grau.



Lange, schwüle Mittelmeerfische, blaurot wie eine Säuer-  
 nase, dehnen sich in farbenprächtiger Fäulnis und warten  
 wollüstig auf einen giftgefeiten Griechenmagen. Am wider-  
 lichsten war jedoch ein gebrechlicher Mäggerkarren, dessen  
 Boden und Seitenwände hoch hinauf mit Tierkadavern  
 bedeckt waren. Ihre reißende Verwesung geht rascher  
 vor sich, als man an dem Gefährt vorbeikommen kann.  
 In diesem stinkenden Pfuhl von Fleisch ertrinkt der letzte  
 Funke Freude an diesem Tage. Von nun an ist man  
 matt, gelähmt; halb unbewußt wird man plötzlich die  
 Feindseligkeit aller Sonne südlich des Mittelmeeres  
 gewahr.

Auch lebendes Fleisch wird hier offenkundig feilgeboten.  
 In Manerpforten, deren leichte Vorhänge aus Glas-

perlen oder bemaltem Stroh verlockend zur Seite gerafft sind, sitzen junge Schönheiten, lässig an den blankgeschuerten Lürrahmen gelehnt, geschminkt und sorgfältig frisiert; eine Zigarette wippt im Mundwinkel, die Beine wippen lustig mitten auf die Straße hinaus. Kleider oder sonstige Formalitäten belasten sie nicht — um es gerade heraus zu sagen. Ein lockeres Tuch ist ihr einziges Feigenblatt. Sie sind ein bißchen verdrossen, wenn man nicht anbeißt, aber nicht unfreundlich — vielleicht ein andermal. Sie wechseln ein paar müde Worte miteinander, strecken die Behen, ziehen sie wieder an, gähnen, recken und strecken sich. Solange kein Fang in Sicht ist, sitzen sie mit selbstvergessen-unschuldigen Augen da und ziehen ein verdrießliches Schnütchen. So sehr verschieden von der seidenbestrumpften und bis zum Nabel ausgeschnittenen „Welt“ sind sie nicht, vielleicht etwas weniger „halb“: womit sie locken, das ist ohne weiteres und uneingeschränkt feil.

Ach, — alles ist hier feil . . . Als ich in einem anscheinend anständigen Handelsgäßchen zufällig einen Blick auf ein kleines Mädchen von sieben, acht Jahren werfe, das vor einer Ladentür umherhüpft, scheinbar ganz Kind, jung, frisch, unbewußt, springt plötzlich, wie der Teufel aus dem Kasten, ein fetter Cavalier aus dem Laden, pfeift mir freundlich nach, winkt und weist mit der Hand auf das kleine Geschöpf. Ob er sie auf Zeit oder für immer zu Erb und Eigen verkaufen will, bleibt unaufgeklärt.

Endlich steht man auf der Festungsmauer der Kasba und beginnt die Stadt in Augenschein zu nehmen: gleich ist ein Familienaltar mit Mutter und Tochter zur Stelle,

von dem ein einladendes Winken anhebt. So unbegrenzt ist die Gastfreiheit in Algier!!

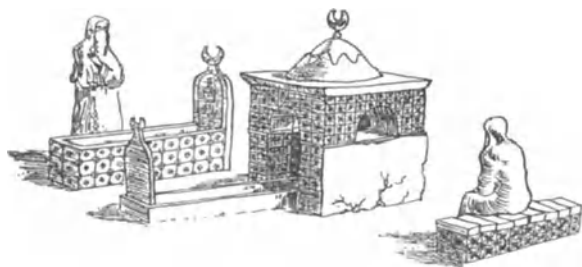
Neger bekam ich in der Stadt nur ganze sechs zu Gesicht, verwunderlich nach dem Gewimmel von Negern, das ich letztes Jahr in Südfrankreich gesehen hatte. Diese sechs kamen von der Kasba; sie waren Soldaten und hatten Ausgang. Sie hielten sich in geschlossenem Trupp, zwei und zwei; lange, auswärts gerichtete Plattfüße traten den Asphalt in festem Marschtakt. Niemand hat so steile Nacken wie Neger, eine schnurgerade Linie vom Kragen bis zur Mütze, ohne Andeutung von Hinterkopf. Rechts, links; rechts, links. Sie kniffen die Augen gegen die Sonne zusammen, polierte Steine, die in schwitzendes Ebenholz gesetzt sind — schwarzer Feuerstein. Wie stolz sind sie auf ihre französischen Uniformen! In jeder Stadt unseres Kontinents bis zum kleinsten Nest hinunter kann man, wenn man Zeit und Blick dafür hat, feststellen, bis zu welchem Grade der weiße Mann schon vernegert ist; ja, man braucht nur das Radio anzustellen. Die Vernegerung ist bei uns bis ins Blut gegangen — während der Neger bislang nur unsere Uniformen trägt.

Als ich von der Kasba wieder herunterkam, fand ich mich unversehens mitten in einem mohamedanischen Leichenzug. Lauter rote Feze. Sie marschierten im Takt durch die Straßen — und ich mit. Den Sarg, eine flache Kiste unter einem roten, goldgestickten Bahrtuch, trugen sie auf den Schultern. Alle sangen sie — unverständliche Worte. Einige formten sich allmählich zu ungefähren Lautgebilden: *Samalinga sidias — soroes . . .*



Ich folgte ihnen bis auf den Friedhof und trat gleich den übrigen auf oder zwischen die Fliesen der Gräber. Und als das Gefolge sich zerstreute, während der Sarg den steilen Friedhof weiter hinabgetragen wurde, suchte ich mir wie die anderen einen Platz auf einem Grabe und blickte in den Sonnenschein hinaus. So saß ich auf einer Kante aus Fliesen, still, und ließ die Sonne scheinen, während der Staub eines unbekanntem Mitbruders dem Staube zurückgegeben wurde.

Was bedeutet das Bett — oder besser noch die Wiege — mit hohen Lehnen und offenem Boden, das die

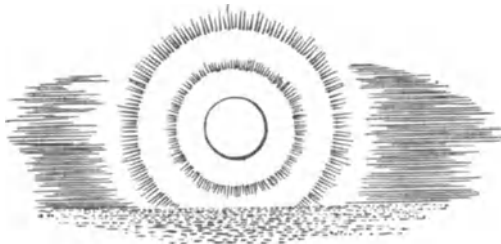


Mohamedaner auf den meisten Gräbern aufstellen? Auf einer der Lehnen schwimmt häufig, wie ein Boot auf einer Woge, ein liegender Halbmond. Die Wiege, das Mondboot, die ewig wogenden Zeiten — hier in dem betäubenden Sonnenschein hat man das Gefühl, als kenne man dies alles, als habe man schon früher hier gelebt — hier und allenthalben — als habe man alles längst empfunden, sei zu Staube erloschen und neu aus dem Staube emporgestiegen, als trage man die Ewigkeit in sich . . . Der Friedhof mit den roten Feszen ringsum leuchtet in der

Sonne wie die Mohfelder von Mallorca. Wie unschuldig ist doch alles Leben, und wie voll von bitterer Süße! Freiheit des Willens — gibt es eine andere Allmacht?

... Interessant war der Unterschied zwischen dem französischen Algier und dem spanischen Ceuta. Spanische Ruhe und Würde herrschte in dieser afrikanischen Stadt, wo die Spanier mit ihren Bauten noch keineswegs fertig sind, wo aber schon große, glänzende Parks ihren Blütenflor entfalten zwischen neuen Häusern und Plätzen, deren Grund erst aufgefüllt wird. In Straßen und Parks ist der Künstler mit dem Wasserschlauch am Werk, ein wahrer Regenmeister, der seinen langen blanken Strahl mit so sicherem Gefühl lenkt, daß er zwischen den Beinen der Menschen hindurchspritzen kann, ohne ihre spanisch blanken Schuhe zu benetzen. Wenn er es täte, würde er zweifellos gelyncht werden. Und ist es nicht ein hübscher Zug im Volkscharakter, auf seine Fußbekleidung und seine Umgebung Wert zu legen, und mit blißblankem Schuhzeug zwischen Blumen wandeln zu wollen?

Wir stehen von Ceuta wieder in See; das Mittelmeer ist jetzt blau, tief blau. Von den besessenen Welten des Raumes ist nur die Sonne sichtbar.



Werke von  
**GUNNAR GUNNARSSON**

im Verlag  
**Albert Langen / Georg Müller**  
München

---

*Soeben erschienen:*

**Der Geächtete.** Roman. Neue Ausgabe. 9. Tausend. Leinen RM 5,40

*Sein berühmtester Roman:*

**Die Leute auf Borg.** Roman. 30. Tausend . . . . . Leinen RM 6,—

*Die drei autobiographischen Romane:*

**Schiffe am Himmel.** Roman. 10. Tausend . . . . . Leinen RM 8,—

**Nacht und Traum.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 8,—

**Der unerfahrene Reisende.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 8,—

*Seine übrigen Werke:*

**Der graue Mann.** Roman. 10. Tausend . . . . . Leinen RM 5,—

**Schwarze Schwingen.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 7,—

**Sieben Tage Finsternis.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 5,50

**Wikkvati oder die goldene Leiter.** Roman . . . . . Leinen RM 5,50

**Die Eibbrüder.** Roman. 18. Tausend. Neue Ausgabe

mit 35 Federzeichnungen von Friðrik Rimm . . . . . Leinen RM 4,50

**Im Zeichen Jörds.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 5,80

**Der Weiße Krist.** Roman. 7. Tausend . . . . . Leinen RM 4,80

**Jon Arason.** Roman. 5. Tausend . . . . . Leinen RM 8,—

**Strand des Lebens.** Roman. 10. Tausend . . . . . Leinen RM 5,80

Werke von  
**GUNNAR GUNNARSSON**

im Verlag  
**Albert Langen / Georg Müller**  
München

---

**Der brennende Stein u. andere isländische Novellen.**

7. Tausend . . . . . Leinen RM 5,—

**Die goldene Gegenwart. Reiseerlebnisse. „Die Kleine**

Bücherei“ Nr. 25. 25. Tausend . . . . . Gebunden RM 0,80

**Nordischer Schicksalsgedanke. Eine Rede . . . Kartoniert RM 0,80**

Ausführliche Verzeichnisse gern kostenlos und unverbindlich

**Im Insel-Verlag**  
Leipzig

---

**Das Haus der Blinden. Erzählung . . . . . Pappband RM 0,80**

**Der Knabe. Erzählung . . . . . Pappband RM 0,80**

**Der Königssohn . . . . . Pappband RM 0,80**

**Im Verlag Philipp Reclam jun.**  
Leipzig

---

**Abent im Hochgebirge. Erzählung . . . . . Leinen RM 1,—**